

[Bild]

Erbprinz Friedrich Ludwig.

Aus Belschner's „Geschichte von Württemberg in Wort und Bild.“  
Stuttgart, Zeller und Schmidts Verlag.

Ludwigsburger

Geschichtsblätter.

III.

herausgegeben

vom

Historischen Verein für Ludwigsburg und Umgegend.

[Bild]

Ev. Stadtkirche mit Marktplatz.

Schriftleitung: C. Belschner in Ludwigsburg.

Ludwigsburg.

Kommissionsverlag von J. Aigner, Kgl. Hofbuchhandlung.

1903.



## Inhalt.

	Seite
Ortsgeschichte von Eglosheim. Von Pfarrer Krauß.	1
Volkstümliche Überlieferungen im Oberamtsbezirk Ludwigsburg. Von Schullehrer Heubach, früher in Schwieberdingen, jetzt in Heilbronn.	29
Die Erbauung der Schloßkapelle in Ludwigsburg und ihre Be- nützung. Von Friedrich Kübler, Ingenieur.	53
Ludwigsburg ums Jahr 1730. Nach den Memoiren des Barons von Pöllnitz. Von Professor Raunecker.	81
Die Anfänge der württembergischen Landesbibliothek in Lud- wigsburg. Von C. Belschner.	97
Kleine Mitteilungen. Von C. Belschner.	
Der Wolf Eberhard Ludwigs	101
Grävenitz oder Flora?	102
Die Brunnenfigur Eberhard Ludwigs auf dem Markt- brunnen	103
Der erste Jahrmarkt	103
Wenn die Orgelmacher streiken wollen	103
Der „Kaffeeberg“	103
Ein Glückwunsch vor 160 Jahren	103
Sammlung des Vereins.	105

Ortsgeschichtliches von Eglosheim.  
Von Pfarrer Krauß.

I. Ältere Zeiten.

Der Ortsname Eglosheim ist abzuleiten von dem Mannsnamen Agilolf, Egilolf. Erstmals wird der Ort genannt zugleich mit Geisingen und Beihingen im Jahre 836 als Hegolvesheim, wo das Kloster Lorsch Besitzungen erhielt. Der noch jetzt so genannte „Klosterhof“, nicht weit von der Kirche, mag vielleicht darauf zurückweisen. Ein Egilolf von Eglessheim kommt 1130 vor, andere Schreibart ist Egenolfheim 1408, Egloffsheim 1482. In ältester Zeit (836) wird der Ort ausdrücklich als zum Murrgau gehörig genannt, während sonst die meisten Orte des Bezirks zum Glemsgau gerechnet wurden.

Die Grafschaft gehörte ursprünglich den im XI. Jahrhundert von der Burg Calw sich nennenden Grafen, von deren Besitzungen ein Teil an die Pfalzgrafen von Tübingen gelangte. Die Nebenlinie derselben, die sich nach ihrem Sitz Grafen von Asperg nannten, regierten ein volles Jahrhundert, bis ihre Bedeutung für den Bezirk durch den Verkauf der Grafschaft an Württemberg 1308 aufhörte.

Damit kam Eglosheim wenigstens zur Hälfte an Württemberg, die andere Hälfte gehörte den Herter von Herteneck. Im Jahr 1440 verkaufte die Witwe Georg Herters, Bryda geb. von Kaltenthal und ihr Sohn Hans Herter von Herteneck ihren Anteil am Ort für 524½ fl. an Otto von Baldeck, Burgherrn zu Asperg; dessen Enkelinnen Sibylla, Gemahlin des Wolf Ludwig von Neuhausen, und Anna, Töchter des Hans von Baldeck, überließen den 26 Heumonds 1536 diese Hälfte mit dem Schloß Herteneck und ein Drittel an Oßweil um 7500 fl. an Herzog Ulrich von Württemberg. Um diese Zeit wurde dann von Württemberg die Reformation im Ort wie überhaupt in Altwürttemberg eingeführt.

Kirchlich hatte Eglosheim bis dahin zum Bistum Speier gehört, dessen Wappen sich im Schlußstein des Gewölbes der Sakristei befindet, und zwar zum Archidiakonats zur heiligen Dreifaltigkeit da-

selbst, näher zu dem demselben untergeordneten Landkapitel Vaihingen, zu dem auch Asperg und Bissingen gehörte. (Markgröningen war der Sitz eines eigenen Landkapitels mit Thamm und Schwieberdingen, unter dem Archidiakonat S. Guido standen die Orte des Landkapitels Marbach: Beihingen, Benningen, Heutingsheim und Neckarweiingen).

Als Markgröningen Sitz eines Dekanats und bald nach 1555 einer Spezialsuperintendenz wurde, war Eglosheim derselben untergeordnet, bis es 1719 bleibend dem neugegründeten Dekanat Ludwigsburg zugewiesen wurde.

## II. Kriegerische Ereignisse.

Besondere Schicksale des Orts knüpfen namentlich an an die kriegerischen Ereignisse, für die der Hohenasperg ein Mittelpunkt war.

Im Kriegszug des schwäbischen Bundes gegen Herzog Ulrich von Württemberg 1519 rückten die Bundestruppen nach Eroberung des Landes am 14. und 15. Mai vor das Schloß Hohenasperg und bereiteten zunächst der Umgegend vielen Schaden. Die Beschießung der Feste erfolgte vom 17.-23. Mai und endigte mit der Kapitulation des Kommandanten Johann Leonhard von Reischach am 24. Mai. Im Bauernkrieg 1524 widerstand die Feste den Angriffen des Landvolks. Wieweit sich auch unsere alten Eglosheimer Bauern dabei beteiligt haben, steht dahin.

Zehn Jahre später zogen nach der Schlacht bei Lauffen a. N. (13. Mai 1534) Herzog Ulrich und Landgraf Philipp von Hessen am 31. Mai vor den Hohenasperg und ließen die Orte Thamm, Möglingen und Eglosheim besetzen, die beiden Fürsten nahmen ihr Quartier in Eglosheim. Die Übergabe der Festung erfolgte am 2. Juni, obwohl der dorthin geflüchtete verwundete österreichische Statthalter Pfalgraf Philipp hatte sagen lassen, „der hohe Asperg solle sein Kirchhof sein.“

Neue Unruhen gab es infolge des unglücklichen schmalkaldischen Krieges. Durch den Heilbronner Vertrag vom 8. Januar 1547 kam der Hohenasperg bis zur Vollziehung desselben an Kaiser Karl V. und erst 1553 zog die kaiserliche Besatzung wieder ab, welche der Umgegend viele Beschwerde verursacht hatte. Herzog Alba selber hatte fein Quartier vom Dezember 1546-47 in Markgröningen genommen.

Wohl folgte nun eine Ruhezeit von über achtzig Jahren, aus der uns heutzutage die Notiz merkwürdig erscheint, daß im Jahr 1597 der Erbauer von Freudenstadt, der prachtliebende Herzog

Friedrich hier nach Erz und Silber – natürlich ohne Erfolg – graben ließ. Um so schlimmer waren dann die Drangsale des Orts im dreißigjährigen Krieg.

Nach der Nördlinger Schlacht, 12. September 1634, zog die kaiserliche Armee zur Belagerung vor den Hohenasperg, der von den Schweden bis in den Juli 1635 hinein tapfer verteidigt wurde. Die Umgegend wurde ausgeplündert, die Einwohner umgebracht oder verjagt. Viele suchten auf der Festung eine Zuflucht, 38 Familien sollen von Eglosheim dorthin geflüchtet sein. Die Mannschaften bauten sich Baracken, die Pferde wurden in den Wallgräben untergebracht. Man hat, lautet eine Bemerkung vom 12. Juli 1635, eine neue Stegen für die Pferd in den Graben uf der Vestung gegen Eglosheim mit zwei kleinen, anhangenden und aufziehenden Brucken gebauet und durch die Pallisaden kleine Thürlin gemacht, damit man aus- und einkommen könnte. Am 4. November 1634 fand in Eglosheim ein kleines Gefecht zwischen einem schwedischen Reiterhaufen, der nur aus acht Reitern und einigen Offiziersburschen bestand, und einem kaiserlichen Reitertrupp statt, die beide Stroh und Futter in Eglosheim holen wollten. Der letztere war von Marbach gekommen. Die Schweden griffen die 150 kaiserlichen Reiter an, überwältigten sie, töteten etliche und brachten vier Gefangene nebst 40 Beutepferden auf die Festung. Nachmittags ritt aus der Festung was reiten konnte, Offiziere, Dragoner und andere Reiter, 70 Pferde stark in zwei Abteilungen nach Eglosheim, sie stießen auf kaiserliche Reiter, denen sie ihre daselbst erbeuteten Fruchtwägen wieder abjagten und auf den Hohenasperg brachten.

Ein Zwischenfall vom 8. März sei noch besonders erwähnt: Ein Soldat wollte von der Festung desertieren, nachdem er bemerkt hatte, daß kurz zuvor ein Entsprungener in Eglosheim nicht erwischt worden war, und hoffte ebenfalls ungestraft entkommen zu können. Sein Weib wollte ihm folgen, wurde aber von den Schweden erwischt und in die Festung zurückgebracht. Dort wurde sie ihrer Kleidung entledigt und durchgepeitscht; ihre Kleider zog hierauf der Leibschütz des Kapitän Muhlnarth an und ging, das Feuerrohr unter dem Schurz und in der Ferne von Musketieren gefolgt, auf die nächste Wache der Kaiserlichen zu. Sogleich ritten ihm zwei kaiserliche Reiter, die ihn für ein Mädchen hielten, entgegen, wurden aber bitter enttäuscht, als einer derselben tödlich getroffen vom Pferde sank, während der andere entfloh. Dies erbitterte die Kaiserlichen so sehr, daß sie auf der Stelle den Überläufer niederschossen.

König Ferdinand, der die Kaiserlichen befehligte, hatte sein Hauptquartier in Besigheim und besuchte von da aus die kaiserlichen Truppenlager, die sich in Eglosheim, Möglingen, Markgröningen, Pflugfelden u. s. w. befanden. Als er eines Tags nach der Besichtigung des Eglosheimer Truppenteils nach dem nahen Osterholzwäldchen ritt, das sich damals über den jetzigen Eisenbahndamm bis gegen den Ort her erstreckte, um von da aus die Festung zu rekonoszieren, wurde er von den Schweden bemerkt, die sogleich ihre Geschütze dahin spielen ließen. Die Kugeln schlugen vor und im Wäldchen ein und machten ein großes Gerassel an den Bäumen, sodaß man es selbst auf der Festung hören konnte. Dem König, aber fing es dabei, wie er selber nachher an der Mittagstafel erzählte, zu „gruseln“ an und in beschleunigter Gangart kehrte er in sein Hauptquartier Besigheim zurück.

In den Eglosheimer Weinbergen im Hirschberg errichteten die Kaiserlichen eine Schanze mit Schanzkörben, die mit Erde und Steinen gefüllt waren, und besetzten dieselbe mit 800 Mann, die sich trotz heftiger Kanonade von der Festung aus und kühnen Ausfällen der Schweden nicht vertreiben ließen. Zu ihrer Errichtung wurden die Bauern von weit her zusammengetrieben. Als die Schweden am 31. Mai von einem Gefangenen erfuhren, daß der kaiserliche Oberwachmeister gefallen und die Schanze nur schwach besetzt sei, wurde am 1. Juni, morgens zwei Uhr, ein kräftiger Ausfall gegen dieselbe unternommen. Sie drangen stürmend in die Schanze und machten die ganze Eglosheimer Besatzung bis auf zwei Mann, welche entflohen, nieder, wobei nur ein einziger schwedischer Soldat verwundet wurde. Die Schanze wurde als ziemlich stark befunden, mit einer dicken Brustwehr, tiefem, mit Pallisaden besetztem Graben und einem kleinen engen Eingang mit Zugbrücke. Dabei wurden sieben Doppelhacken, drei Tonnen Pulver und etliche Musketen erbeutet. Als die Zerstörung der Schanze beinahe vollendet war, wurden die Schweden übrigens von den Kaiserlichen wieder verjagt, die sodann die Schanze aufs neue in Stand setzten und durch Errichtung einer Batterie und eines zweiten Grabens verstärkten. Endlich kam es, weil die Schweden auf keinen Entsatz hoffen konnten, mit Zustimmung des in Straßburg weilenden Herzog Eberhard III. von Württemberg, am 23. Juli 1635 zu einem Waffenstillstand, dem bald darauf die Übergabe der Festung an die Kaiserlichen folgte. Befehlshaber der schwedischen Besatzung war der Oberstleutnant Rüdiger von Waldo, die Belagerungsarbeiten wurden durch den kaiserlichen Armeeoberst Achilles von Soyes geleitet.



Eine Erinnerung an jene Zeit ist eine dreipfündige eiserne Kanonenkugel von 75 mm Durchmesser, welche im Jahr 1898 auf dem Kirchhof von Eglosheim, an der Südseite der Kirche, etwa ein Meter tief im Boden gefunden wurde und sich nun in der Sammlung des historischen Vereins befindet.

Interessant sind die Preise der Lebensmittel in jener Zeit. Damals kostete ein Kommisbrot 4 Batzen, 1 Maß Wein 6-8 Batzen, 1 Pfd. Roßfleisch 6 Kr., 1 Pfd. Rindfleisch 8 Batzen, 1 Pfd. Schmalz oder Butter 1 Thlr., 1 Ei 10 Kr., 1 Vierling Salz 4 fl., 1 Henne 3–3½ fl., 1 Pfd. Käse 1½ fl., 1 Zitrone ½ Thlr., 1 Pfd. Seife 2 fl., 1 Pfd. Zucker 6 fl., 1 Muskatnuß 10 Kr., 1 Paar Schuhe 2½ fl., 1 Nadel 10 Kr., 100 Stück kleine Krebse 2 fl.

Nach der Übergabe von Hohenasperg an die Kaiserlichen blieben dieselben noch vierzehn Jahre auf der Festung, und so lange hatte, was von der umliegenden Bevölkerung noch vorhanden war, unter dem Druck der kaiserlichen Soldateska zu leiden. Erst auf den westfälischen Frieden hin erfolgte die Rückgabe der Feste an Württemberg am 20. September 1649.

Vor dem dreißigjährigen Krieg soll Eglosheim 70 Bürger und 161 Wohnhäuser gehabt haben, nach demselben noch 9 Bürger und 3 Wohnhäuser, außerdem blieben ziemlich verschont die Kirche, die Kelter und das Forsthaus.

Über jene Zeit berichtet das hiesige Kirchenbuch – das nach dem Verlust des früheren im Jahr 1660 neu beginnt – aus der Feder des Pfarrers Werner im Jahr 1680 in Betreff des Pfarrers Johann Schönwalter von Marbach, den ein trübes Geschick im Jahr 1631 von der Pfarrei Marschalkenzimmern nach Eglosheim geführt hat, auf lateinisch folgendes: „Er soll im Jahr 1635 im Anfang des Frühlings auf der benachbarten Veste Asperg, damals von schwerer Belagerung heimgesucht, umgekommen sein. Als bald darauf in der Nacht vor dem Sonntag Miseric. 1635 fast das ganze Dorf, dessen Bürger sich wegen der Mißhandlungen der Soldaten da und dorthin zerstreut hatten, in Flammen aufgegangen war, war die hiesige Pfarrei fünfundzwanzig Jahre lang verwaist, während welcher Zeit die Geschäfte von M. Schnirring, Pfarrer in Möglingen, und nachher von Martin Zimmermann, Pfarrer in Asperg besorgt wurden, sodaß wenigstens einmal im Monat Predigt gehalten wurde, bis endlich nach wiederhergestelltem Frieden im Reich – den unsere Nachkommen für immer unter dem milden Schutz Württembergs zu genießen, der Friedefürst Jesus gnädig verleihen wolle – im

Jahr 1660 zum ordentlichen Amt verordnet wurde Philipp Zais von Cannstatt.“

Nochmals kam nach den Friedensjahren, in denen sich das Volk wieder erholen konnte, schlimme Zeit auch über unsere Gegend durch unsern unruhigen Nachbar im Westen, gegen den das damalige deutsche Reich in seiner traurigen Verfassung keinen Schutz gewähren konnte. Beim Franzoseneinfall 1688 besetzten diese am 3. Dezember den Hohenasperg, zogen aber Ende Dezember wieder ab. 1693 wurde die Festung abermals besetzt durch den französischen General Uxelles mit 400 Mann ohne längere Dauer, doch wurde die Umgegend schwer durch Plünderung heimgesucht.

Die Unbilden durch die Franzosen wiederholten sich 1707 unter dem damaligen Pfarrer Herold, dessen Nachfolger, Leibbrand, folgenden Eintrag vorne im Kirchenbuch gemacht hat:

Tauf-, Ehe- und Totenbuch, welches in der französischen Flucht 1707 hinterlassen, schändlich verderbt und zerrissen ward, nach meiner eod. anno 1707, den 26. August hieher geschehenen Promotion anno 1708 hernach wieder neu eingebunden worden, aber vom Buchbinder außer Ordnung versetzt.

Auch ist noch heute ein Andenken an jene Zeit vorhanden, in Gestalt eines vom damaligen Schulmeister gestifteten zinnernen Kelches, der freilich späteren räuberischen Gelüsten gegenüber weniger anziehendes gehabt hätte. (Der jetzt gebrauchte silberne und vergoldete Kelch wurde 1725 von Frau Schultheiß Mäule gestiftet).

Eglosheim mußte damals den Franzosen als Hauptquartier dienen; daß die obersten feindlichen Offiziere gerade in der Kirche für längere Zeit Quartier genommen haben sollen, ist immerhin merkwürdig. Zum Dank für das gehabte Unterkommen wurde der Ort vor ihrem Abgang angezündet, wobei 30 Gebäude abbrannten.

Vor feindlichen Durchzügen ist der Ort seither verschont geblieben, doch konnten auch befreundete Truppen sehr lästig werden. So 1703, als Anfang August ein holländisches Regiment zwischen Eglosheim und dem Fuß des Hohenasperg ein Lager bezog, während die englische Armee und der ganze Brückentrain südlich vom Asperg stand.

Hundert Jahre später, 1805\*), waren wieder Franzosen in Eglosheim, diesmal als Verbündete, da sich Kurfürst Friedrich genötigt

\*) Siehe die Mitteilung von Hofrat Dr. Giefel. Ludwigsb. Zeitung 1901. Nr. 81.

gesehen hatte, sich an Napoleon anzuschließen. Sie benahmen sich freilich nicht immer als solche. So entstand am 20. Oktober Streit zwischen drei in Eglosheim einquartierten Soldaten und dem Bürger jg. Joh. Matth. Brust (geb. 1775, + 1832), weil der letztere sich weigerte, die drei zusammen ins Quartier aufzunehmen und sich auf sein Quartierbillet berief, nach welchem ihm nur zwei Soldaten zugewiesen waren. Er mußte jedoch nachgeben, nachdem alle drei in sein Haus eingedrungen waren. Statt sich ruhig zu verhalten und zu warten, bis er zu dem ihnen gleich auf den Tisch gelegten Laib Brot auch noch wie sie verlangten Wein und Fleisch herbeischaffte, fingen sie an die Ehefrau des Brust (geb. Weiß von Thamm), welche die von ihnen vom Ofen auf den Boden geworfenen gedörrten Zwetschgen wieder auflesen wollte, rücklings niederzuwerfen und den Ehemann, der seiner Frau zur Hilfe kam, an die Wand zu drücken, während einer von ihnen ihn mit dem bloßen Säbel bedrohte. Durch Hilfe von Eglosheimer Bürgern, welche von der Ehefrau herbeigerufen wurden, wurde endlich Brust von ferneren Tätlichkeiten befreit. Nun fielen aber die Soldaten über die vor dem Hause stehenden Bürger her, und verfolgten sie mit Kolbenstößen und Säbelhieben, während der Bauer Paul Bommer (geb. 1777, + 1835) durch einen Flintenschuß verwundet wurde. Der letztere geriet nur zufällig ins Handgemenge, er kehrte gerade vom Feld heim und hatte nur einen Stecken in der Hand, dessen er sich auf dem Acker zum Umkehren der Wicken bediente. Er gab bei der angestellten Untersuchung zu, gegen den Soldaten, der mit dem Säbel auf ihn zugehauen hatte, einen, aber auch nur einen Schlag getan zu haben um einen Säbelhieb abzuwehren, wobei der Soldat nicht einmal von ihm getroffen worden sei. Daß sonst jemand von den Bürgern einen Stecken oder ein anderes Instrument bei sich gehabt hätte, konnte nicht erhoben werden. Der Verwundete war an der äußeren und hinteren Seite beider Schenkel mit einer Schrotladung getroffen worden, wobei die Gefahr eines bleibenden Schadens nicht ausgeschlossen war, weil ein Schrotkorn den äußeren Knöchel des rechten Fußes durchbohrt hatte und in das Gelenke selbst eingedrungen war. Nach Angabe zweier zu Eglosheim auf Kommando gelegenen churfürstlichen Soldaten war Paul Jacob vom 50. Inf.-Regt., 2. Bataill., 14. Komp. derjenige, welcher auf Bommer geschossen hatte, und Romain Germaniol vom 25. Reg. der leichten Inf., 2. Bat., 8. Komp. wurde als derjenige bezeichnet, der vorzüglich mit seinem Seitengewehr um sich gehauen hatte. Der dritte scheint sich an der Sache nicht

besonders beteiligt zu haben. Diese drei Soldaten wurden gleich nach ihrer Arretierung der kaiserlichen französischen Militärbehörde übergeben, über das weitere Verfahren mit ihnen wurde nichts bekannt. Daß in derselben Zeit französische Soldaten in den kurfürstlichen Tiergarten bei Monrepos einzudringen versuchten, wobei zwischen ihnen und den dies verwehrenden Jägerburschen und Zaunknechten scharfe Schüsse gewechselt wurden, – ohne daß jedoch dabei jemand verletzt wurde – erregte den besonderen Unwillen des Kurfürsten, der sich darüber bei den französischen Behörden unter dem 26. Oktober durch seinen Staatsminister v. Wintzigerode energisch beschwerte.

Unter den vielen Söhnen unseres Vaterlandes, die im Anfang des vorigen Jahrhunderts unter König Friedrich zur Fahne gerufen wurden und so oft damals von Ludwigsburg aus auch durch den hiesigen Ort marschierten, sind auch manche Eglosheimer gewesen. Von verschiedenen derselben weiß das Familienregister zu melden, daß sie im Dienst des Königs auf dem Schlachtfeld oder im Spital ihr Leben verloren haben. Ein Hirschmann starb 1808 auf der Solitude, zwei Namens Föll und Wagner im Feldspital in Tettngang 1814, im Treffen bei Straßburg blieb am 28. Juni 1815 Andreas Luz, und von denen, welche 1812 nach Rußland gezogen sind, werden zwei bis drei: Ott, Schuster, vielleicht auch Hampp als in Rußland geblieben, bezeichnet, einer, nochmals ein Wagner, ist im Militärspital Elnis bei Mosaisk den 5. Oktober 1812 am Nervenfieber gestorben.

Aus den langen Friedensjahren unter König Wilhelm ist wenig zu berichten. Zwischen der Garnisonstadt und hier herrschte freundnachbarlicher Verkehr, gern haben die Offiziere damals hier in dem seit dem 18. Jahrhundert bestehenden, gut gehaltenen Gasthaus zum Ochsen verkehrt, und oftmals haben sich Unteroffiziere oder frühere Soldaten hier ihre Frau geholt. An dem kurzen Ausmarsch nach Schleswig-Holstein im Jahr 1848 nahm auch Jakob Heeb von hier teil, der die Erinnerungsmedaille zeitlebens mit Stolz getragen, freilich vielleicht auch den Keim zu seinem späteren Gichtleiden damals mit heimgebracht hat.

Am Krieg von 1866 haben sechs hiesige Soldaten teilgenommen:

Johann Bäder und Gottlieb Eichert bei der Feldartillerie, Karl Kromer bei der Festungsartillerie, August Feeßer beim vierten, Christian Strauß beim achten Infanterie-Regiment und Gottlieb Morcher beim ersten Reiterregiment; sie sind sämtlich wohlbehalten heimgekehrt.

Als sich beim Ausbruch des Kriegs 1870 die Truppen in Ludwigsburg und Umgegend sammelten, bekam auch Eglosheim Einquartierung. Dem Ernst der Zeit entsprechend, fehlte auch geistlicher Zuspruch nicht und so wurde am Samstag den 23. Juli „vor dem Ausmarsch in den Krieg gegen das heillose französische Volk“ eine Abendmahlsfeier in der Kirche veranstaltet, an welcher 90 Soldaten der fünften Kompagnie des dritten Infanterie-Regiments teilnahmen. Von hier mußten mit ausmarschieren, außer den genannten sechs, die den Mainfeldzug mitgemacht hatten, noch weitere 7 Mann, nämlich

Wilhelm Klett bei den Pionieren, Wilh. Kling beim Train,  
Karl Mäule bei der Feldartillerie, Friedr. Müller I beim  
sechsten, Friedr. Müller II und Ernst Seyfang beim achten,  
Wilh. Schöttle beim siebten Infanterie-Regiment.

Am Krieg nahm ferner teil, Alfred Schölkopf, ältester Sohn der hier lebenden Pfarrwitwe Schölkopf, der im preußischen Gardefüsilier-Regiment bei Gravelotte fiel, während die andern wohlbehalten zurückkehrten; doch meldet eine Marmortafel in der Kirche:

Thomas Friedrich Müller, Unteroffizier im 8. württembergischen  
Infanterie-Regiment starb hier den 19. September 1872 infolge  
der Beschwerden des Kriegs 1870/71.

Im Jahr 1895 hat der Kriegerverein zum ehrenden Gedächtnis eine Gedenktafel mit den Namen der im Jahr 1848, 1866 und 1870/71 Ausmarschierten in der Kirche anbringen lassen.

Die in Ludwigsburg während des Kriegs internierten gefangenen Franzosen haben Eglosheim auf ihren täglichen, unter militärischer Aufsicht unternommenen Spaziergängen oft zu sehen bekommen. Das konnten sich die Bewohner eher gefallen lassen, als wenn der französische Kriegsplan zur Ausführung gekommen wäre, nach welchem zwischen Stuttgart und Heilbronn eine große Armee von 200 000 Mann aufgestellt werden sollte. Dann hätten auch sie das „vae victis“ empfindlich zu fühlen bekommen.

Westlich vom Ort wurde 1862 ein neuer Exerzierplatz von 44 Morgen angelegt, der zunächst für das Bataillon auf dem Hohenasperg bestimmt war, dann aber nach der Verlegung desselben nach Heilbronn von den Truppenteilen in Ludwigsburg in fleißige Benützung genommen wurde. Die früher so häufigen Einquartierungen über die Zeit des Regimentsexerzierens haben aufgehört, seitdem sich in Ludwigsburg nur noch ein Infanterie-Regiment befindet. Den verschiedenen Kaiserparaden bei Pflugfelden hat auch von hier jung und alt zugeschaut; besonders lebhaft gings auch hier zu bei dem letzten

großen Kaisermanöver bei Möglingen im September 1899, bei welchem hier unter anderem eine Schwadron der rheinischen Ulanen einquartiert war, von demselben Regiment, das einst bei Saarbrücken im Juli 1870 die ersten feindlichen Berührungen mit den Franzosen gehabt hat.

### III. Einwohnerschaft.

Die Römer haben zwar rings umher ihre Ansiedelungen gehabt, Wohnstätten auf unserer Markung sind aber noch keine nachgewiesen, die Vermutung, Eglosheim sei auf einer römischen Niederlassung gegründet, steht einstweilen noch dahin. Die sog. Eglosheimer Burg, südwestlich von Hoheneck, wo man auf einer Grundfläche von etwa zehn Morgen allenthalben auf Grundreste von Gebäuden, Ziegeln, Bruchstücke von großen Amphoren, Heizröhren stößt, liegt auf Hohenecker Markung.

Welche Beziehungen zwischen den auf dem Asperg residierenden Fürsten, die ihre Ruhe in den großen Grabhügeln auf dem Kleinaspergle und Belleremise („Römerhügel“) gefunden haben, und ältesten hiesigen Ansiedlern bestanden, wer will das sagen? Alemannische Reihengräber finden sich in der Nähe, auf der sog. Mäurach. Beziehungen zum Kloster Lorsch treten auf 836. Woher der 1130 hier lebende Egilolf von Eglessheim und sein Bruder Hugo, die im Hirsauer Codex genannt sind, stammt, ist unbekannt, ebenso was aus diesem Geschlecht geworden ist. Abgesehen von diesen beiden wird der älteste bekannte Eglosheimer sein ein Heinrich Tritler, dem 1408 vom Probst zu Allerheiligen zu Speier Frühmeßgüter hier verliehen wurden. 1524 erfahren wir etwas von einem Sebastian Feyn, der einen Gültbrief gegen das S. Michaelstift in Pforzheim ausstellt, aber erst aus dem Jahr 1590 wird uns aus einigen Urbarzinsbriefen eine Reihe Namen hiesiger Einwohner bekannt. Es sind folgende:

Alexander Craft, Schultheiß,	Jerg Sachsenheimer,
Bernhard Grapp,	Thomas Glauner,
Casper Hirsch,	Oßwald Herrmann,
Conrad Fein,	David Wilhelm,
Claus Schäfer,	Sander Wilhelm,
Laux Ludwig,	Georg Großschedel,
Mathis Ludwig,	Matthes Löckle.
Jerg Heckh,	

Von diesen allen ist heute nur noch die Familie Löckle übrig, die den dreißigjährigen Krieg überdauert hat, außer ihr noch die hier

nicht genannte Familie Zeh, die auch vor demselben schon hier gewesen ist. Von den vier Hof- und Lehengütern, die hier vorhanden waren, tragen zwei die Namen Beuttenmüllerischer Hof und Hanselmans Gütlein, ohne daß über die Zeit dieser ursprünglichen Besitzer etwas bekannt wäre. Nach dem Visitationsbericht vom Jahr 1603 waren damals hier 180 Kommunikanten und 80 Katechumenen, also etwa 300 Einwohner. 6 Jahre nach dem 30jährigen Krieg werden im Visitationsbericht von 1654 gezählt 52 Kommunikanten, 28 Katechumenen, 7 kleine Kinder, zusammen 87. Dem Pfarrer Schönhar von Untertürkheim, der 1662 hieher kam, verdanken wir einen interessanten Aufschrieb im alten Kirchenbuch (vom Jahr 1660 an). „Anno 1664 hat er alle Anwohner und Burger vorgefordert und von ihnen vernommen – da Tauf-, Ehe- und Totenbuch allhiesigen Fleckens im schädlichen dreißigjährigen Religionskrieg verloren worden – an welchem Ort, auf welchen Tag und in welchem Jahr sie, ihr Weib und Kind geboren worden, auch wenn sie Hochzeit gehalten haben und solches alles ihrem Anbringen nach hieher vorgezeichnet und uffgeschrieben.“

Da waren 30 Jahre nach der Zerstörung des Jahrs 1635 hier vorhanden 24 Familien mit 90 Personen, davon 5, die als hier geboren und verbürgert angegeben werden, nämlich Zeh, Koch, Löckle, Trostel und Lutz, die andern sind von auswärts eingewandert. Von diesen stammen mehr aus der Nähe, die Meyle (Schultheiß) von Möglingen, Boley (reisiger Forstknecht) von Stuttgart, Friedrich (Schäfer) von Burgstall, Müller (Bauer) von Eltingen – noch jetzt hier blühend –, Käß von Affalterbach. Vom Schwarzwald stammen Brinsinger, Weickh, Rometsch und zwar sämtlich von Altbulach, Weinmann von Eberspiehl, Hirschauer Amts, Hage von Weil der Stadt, Siget von Wolfach. Aus dem Bayerland stammt Kuhm, aus der Schweiz Grieß, Weyhenacht und Lehmann, auch die letztgenannte Familie blüht noch hier. Am Ende wird genannt – ein charakteristischer Fall – Alexander Liebensteiner, geb. 1633 „ungefähr im Februar im Krieg“, sein Vater gleichen Namens war gebürtig aus Schottland zu Kirchholm, nobilis, Leutnant unter dem Bannierischen, seine Mutter hieß Anna, aus Schönklink im Brandenburger Land. Seine Frau fand der Sohn in Untertürkheim. Den Schluß der Liste bildet der hieher gehörige Schafhof, auf welchem Hans Schweitzer als Mayer saß, gebürtig von Liebersberg, Wildberger Amts.

Dem Kommunikantenregister von 1716, das damals so eingerichtet war, daß nicht bloß jeweils die Namen der sich Anmeldenden auf-

geschrieben wurden, sondern daß die Familien mit allen Angehörigen verzeichnet waren und der Tag der Kommunion (regelmäßig zweimal im Jahr) beigesetzt wurde, ist zu entnehmen, daß unter 76 Namen die aufgeführt sind, sich noch 12 befinden, die schon in der obigen Liste von 1664 genannt werden. Bei der Anlage des Familien-Registers im Jahr 1808 finden sich unter den 62 Familiennamen noch 15 vom Jahr 1716 und 6 vom Jahr 1664 und wenn wir den Bestand unseres jetzigen Familienregisters ansehen, so sind heute vorhanden von den Familien von 1808 noch 22, von 1716 noch 9, von 1664 noch 4 und noch vor dem 30jährigen Krieg 2 (Löckle und Zeh).

Von den jetzt vorhandenen älteren Familien sind seit dem dreißigjährigen Krieg hieher gezogen und durch Einheiraten ansässig geworden bis 1800:

- 1652 Lehmann von Kummershausen im Sumergebiet (Schweiz),
- 1660 Müller von Eltingen,
- 1664 Wohlgemuth von Bußlingen, Birolinger Herrschaft,
- 1677 Klöpfer von Neckargröningen,
- 1680 Hirschmann von Neckarweiningen,
- 1699 Seyfang (zwei Brüder) von Ganslosen,
- 1710 Strauß von Unterriexingen,
- 1750 Schuster von Oberurbach,
- (1754 Eichert von Oßweil,)
- 1764 Kling von Schwarzenberg,
- 1767 Bommer von Beihingen,
- 1768 Wagner von Kleinbottwar,
- 1774 Brust von Neckarweiningen.

Alle andern Familien sind erst im Lauf der letzten hundert Jahre hieher gezogen und von den jetzigen Hausvätern und Hausmüttern sind geborene Eglosheimer nicht viel mehr als 75 Männer und 53 Frauen.

Nach dem landschaftlichen Steuer-Katastrum von 1725 gab es damals hier 70 Bürger und 8 Witfrauen. Das neu revidierte Steuervermögen betrug 27 104 fl., 32 Kr., 3 Heller. Die beruhten auf

- 58 Häusern, 38 Scheuern, 8 Hofstätt,
- 914 Morgen 3 Viertel Ackerfeld,
- 140 – – – Wiesen,
- 50 – 4 – Weinberg.
- 16 – 2 – Baum-, Gras- und Küchengärten,



4 Morgen 2 Viertel Krautländer,  
32 – 4 – Waldungen und Fühölzer,  
12 – 3 – Egarten.

Unter den Kommunbeschwerden (d. h. Lasten) werden besonders hervorgehoben: Der große und kleine Wildbretschaden, dem dieser Ort vor andern gar sehr unterworfen -: 400 fl., der Schaden, der über die gebauten bürgerlichen Güter von gnädigster Herrschaft gemachten Wege und Straßen und auch Grabung von Brunnen auf Ludwigsburg, so wenigstens 15 Morgen Ackerfeld und 10 Morgen Wiesen ausmacht, kann pflichtmäßig ein Jahr ins andere eingesetzt werden -: 120 fl., ferner: So muß der Flecken bei Fischung des großen Herrschaftssees von 150 Morgen den Frohndienst dem Lagerbuch gemäß prästieren, wovon pflichtmäßig jährlich angesetzt werden kann dies Orts 15 fl.

An Handwerkern waren damals hier:

Metzger zwei („treiben aber das Handwerk nicht“),  
Bäcker vier (Dreher, Ammann, Wohlgemuth, Brensinger),  
Schmiede zwei (Hans und Casp. Scheermaier),  
Wagner zwei (alt und jg. Conr. Schober),  
Maurer einer (Seyfang),  
Zimmermann einer (Ferdinand),  
Schuhmacher vier (Butz und drei Rester),  
Schneider zwei (Keeß und Bachmann),  
Leineweber vier (zwei Zeller, Seyfang, Schnauer),  
Küfer einer (Meyhle),  
Barbierer einer (Leibbrand, Verwandter des dam. Pfarrers L.);

Die übrigen Bürger waren Bauern und Weingärtner. Wirtschaften gab es damals nur eine, den Hirsch („1725: Schultheiß. Haug als Hirschwirt, kann wegen gar geringer Zehrung höher nicht angelegt werden als vor 100 fl.“), daneben hatten die beiden Bäcker, Dreher und Ammann, einen Weinschank, wofür sie mit je 20 Mark angelegt werden. Heute gibt es nur noch 7 Morgen Weinberge, dagegen ist die Zahl der Wirtschaften auf 8 gestiegen.

Das Dorf, von der stattlichen Kirche überragt, bestand aus meist-einstockigen Häusern, nur 14 hatten (1725) außer dem Erdgeschoß noch ein weiteres Stockwerk. Von den Torbogen der alten Zeit, wie solche manche vorhanden gewesen sein werden, haben sich bis auf unsere Tage nur zwei erhalten und auch von diesen ist einer mit der Jahreszahl 1596 kürzlich wegen Neubau des Hauses beseitigt worden. Der letzte noch übrige an Haus und Hof des Wilhelm Brust, Haupt-

straße 22, hat die Jahreszahl 1626, auf beiden Seiten je eine Inschrifttafel, links mit den Buchstaben H. N. und den Worten;

„Welcher in das Tor reit oder fährt aus oder ein  
Gott der woll sein Geleitsmann sein“

rechts mit den Buchstaben K. H. und der Inschrift:

Da wir sollen ewig sein  
Da bauen wir nichts darein.

Am Unterstock des Hauses Hauptstraße 25 findet sich die Jahreszahl 1533 (kann nicht „1355“ heißen), an einer Hofmauer Hauptstraße 36 sind eine Anzahl Steine verwendet, die noch vom alten Kirchenbau, wo sie übrig geblieben waren, herrühren. Auch die beiden hübschen Wirtshauschilder zum Hirsch und zum Ochsen aus der Rokokozeit verdienen Beachtung.

Über Charakter und Schicksale der Bewohner in älterer Zeit geben uns die alten Kirchenbücher einiges an die Hand. Namentlich Pfarrer Mutzhaas (hier 1684-1705), von dem der Visitator berichtet (1692), er studiere fleißig, „will auch in medicina etwas wissen, verschreibt in Apotheken, fehlt aber öfters, samt seiner Hausfrau konsumieren sich mit medicamentis“ – liebte es, im Totenbuch dem Datum auch Bemerkungen über die Verstorbenen, namentlich auch über die Todesursache beizufügen.

Bei einer 46jährigen Frau heißt es: Deren Seel Gott gnädig sei, da sie nicht sehr fromm, sondern mit ihrem Mann widerspenstig und streitsüchtig gegen die Vorgesetzten war.

1691 wird ein 20jähriger Mensch vom Schafhof, wie er vom Acker heimkehren wollte, mit samt dem Pferd vom Blitz erschlagen.

1692 wird von einem Verstorbenen tadelnd bemerkt, daß er das heilige Abendmahl nicht desideriert, ob aus Gewissensbedenken oder aus Haß gegen den Pfarrer, der ihm solches aufgebürdet, geschehen oder anderer Ursach, ist Gott bekannt.

Auf traurige häusliche Zustände weist ein Eintrag von 1692 betr. einen siebenjährigen Knaben: er ging an Hunger und Ungeziefer zu Grund, vernachlässigt a pestilentissima matre.

Dagegen der dreiundzwanzigjährige Sohn des Küfer Mäule war ein recht sittsamer, fleißiger und christlicher Jüngling (1694).

Im Mai des gleichen Jahres stirbt ein einjähriger Knabe an Entkräftung und Hunger und infolge Vernachlässigung seiner Mutter

„pessimae notae“, und einen Monat darauf sein Vater, ebenfalls an Hunger, „der ein schlimmer Dieb war und sich ohne Grund seit Jahresfrist vom Abendmahl fern hielt.“

Im Jahr darauf wird ein vierzehnjähriges Mädchen beerdigt, das im Spätherbst superstitiose in der kalten Nagold untertauchte.

Im Jahr 1695 wird ein Gottesgericht erblickt in dem fünf-tägigen Todeskampf eines ohne Bewußtsein daliegenden 29jährigen Bürgers, der im Verdacht eines begangenen, dem ganzen Flecken zum Schaden gereichenden Verbrechens stand – welches wird nicht gesagt.

Bemerkenswert ist, daß die Frau Pfarrer Mutzhaas, die anfangs 1696 starb, in der Kirche selbst „zwischen den Gesangstühlen und der Kirchmauer oberhalb der Sakristeitür“ zur Erde bestattet wurde.

Eine Witwe Gerstle erhält 1697 das Lob eines eingezogenen, einfältigen, stillen Wandels, wie früher einmal eine andere das Prädikat: War ein albers einfältig Weib. (1694).

Am 7. April 1700 wurde begraben „unter einem Strom von Tränen, wie ich mich kaum erinnern kann, Eva Helena, vere deliciae humani generis, eine Rose unter den Kindern, eine Zierde der ganzen Gemeinde, Herrn Jacob Haug'ens und seiner Frau Eva Helena geb. Mäulin Töchterlein, dessen Gedächtnis im Segen, sein Leib in der Ruh, sein Seel in der Rechten Gottes bewahrt bleibe bis an jenen Tag, alt 4 Jahr und 4 Wochen.“

Ein achtzehnjähriges Mädchen (Bettlinger) wird gerühmt als eine fromme, stille und getreue Tochter, die ihrer elenden aussätzigen Mutter willig und ohne Verdruß abgewartet, auch darüber ihr Leben eingebüßt (1700).

Wir sind damit auch allmählich der Zeit näher gekommen, die der ganzen Gegend ein verändertes Aussehen gab und von da an auch das Leben des Orts mehr oder weniger beeinflußt hat, der Gründung der Nachbarstadt Ludwigsburg. Eine Andeutung des neuen Lebens, das sich dort entfaltet, finden wir 1709 bei der Erwähnung des Sterbfalls des Johannes Löffelholz, eines herrschaftlichen Knechts bei den Parforcejagdpferden. Erstmals ist Ludwigsburg im Kirchenbuch genannt im August 1709, wo als Taufpaten bei einem Kind des Joh. Friedr. Hänslers, civis stuttgartianus, Zimmermanns, eingetragen sind: Herr Johann Georg Buchfinckh, geistlicher Werkmeister, jetzo zu Ludwigsburg, Stuttgartianus, Joh. Gg. Reinhart Schweickhart, Baubedienter in Ludwigsburg, Marie Elisabeth Georgii, HE. Verwalters zu Ludwigsburg

uxor, Anna Marg. Hellerin, HE. Gärtners in Ludwigsburg uxor und Doroth. Affläntherin, Wirtin in Ludwigsburg; dann im Totenbuch 1712, wo im April ein Bürger von Sickenhausen mit Namen Hans Jörg Hezer, dreißig Jahre alt, „welcher auf dem Tanze zu Ludwigsburg seine Nahrung gesucht, von einem Boltz getroffen, endlich seinen Geist aufgab.“ Später werden verschiedene Zimmerleute und Zimmergesellen in Ludwigsburg als hier begraben angeführt.

Namentlich im Eheregister mehren sich dann die Fälle, wo mit gnädigster Erlaubnis des Herzogs Kopulationen hier statt in Ludwigsburg stattfanden.

Besondere Erwähnung haben folgende Begebenheiten gefunden.

Anno 1715, den 23. November ist alt Hans Jerg Zeh, botenweis auf Groß Engersheimb gehend, von morgens um acht Uhr bis Nachmittag, um drei Uhr von dannen ausgehend bis nach fünf Uhr abends am Brückle bei Heutingsheim in einen tiefen Morast durch einen Mißtritt gesunken, oder von einem Gespenst gestoßen (!). Alldorten von den Seinigen als ein kraftloser Mann verlassen, auf lautes Schreien aber von dem alten emeritierten, daselbst gewesenen Pfarrer aus seiner Hütte gehört und erhöret, weilen es ihm aber unmöglich herauszuziehen, lief er dem Flecken zu zum dritten Mal um Hilfe, aber es war kein Erbarmen, bis zuletzt auf sein inständiges Wiederholen drei Männer hinausgegangen, ihn mit Gewalt herausgezogen, den Flecken auf einer Mistbahre hereingetragen, der ihnen aber auf dem Weg seinen Geist aufgegeben. Weilen es nun Edelmännischer Diöceß oder Herrschaft daselbst, wurde er daselbst von dem Amtmann wider seines Herrn Befehl mutwillig und ohnnachbarlich bis auf den 26. Novembris aufgehalten, wollten ihn auch mit gegebenem (revers?) nicht folgen lassen, ließe ihn durch den Bietig'er Medicum besichtigen, der an ihm nichts violentes ersehen, derowegen neben dem Chirurgo ihn nicht wollte eröffnen. Ist der Freundschaft Aussag nach 30 Schill. Unkosten darauf gangen aber hernach dimittirt, und den 26. Novembris allhier christlich zur Erde bestattet worden, seines Alters 70 Jahr.

Als weitere besondere Fälle seien erwähnt: ein zehnjähriger Enkel des alten Pfarrer Leibbrandt wurde 1720 bei einem militärischen Exerzieren aus Versehen erschossen; 1728 stürzt ein vierjähriges Kind beim Zusammenläuten durch den Boden des Läutbodens bei den Glocken auf das Gewölbe der Sakristei und ist nach drei Stunden tot. 1729 stirbt ein Mann in der Trunkenheit vom Wirtshaus kommend am Schlag und wird auf oberamtlichen Befehl

ohne Sang und Klang bei Nacht zur Erde bestattet; dagegen mußte 1741 einem fünfunddreißigjährigen Mann „der die Tage seines Lebens das h. Abendmahl niemalen empfangen, auf Befehl des Herrn Dekani Stahlecker eine Leichenpredigt getan werden.“

Wenn 1761 und 1762 zwei Leute von Neuhausen bei Tuttlingen und Weitingen bei Rottenburg aufgeführt werden als solche, welche „an der Straß“ arbeiteten, so erinnert das an die Fürsorge des Herzog Karl für die Verbesserung der Straßen des Landes, und wenn 1764 und 1765 hier einige Maurer am Seehaus ihre Ruhestätte gefunden haben, so gedenken wir der lebhaften Bautätigkeit daselbst, als an dieser Stelle seit 1764 nach den Plänen des Oberbaudirektors de la Guépière sich das „neue Seehaus“ erhob, das freilich unter Herzog Karl leer blieb, weil dieser die Solitude und nachher Hohenheim bevorzugte, so daß es erst als Sommeraufenthalt des Königs Friedrich, seit 1804 unter dem Namen Monrepos (entsprechend den von demselben früher in Wiborg (Finland) und bei Lausanne bewohnten Landhäusern Monrepos), zur vollen Ehre kommen sollte.

Für das glänzende Leben, das sich unter den Herzogen Eberhard Ludwig und Karl in unserer nächsten Nähe entwickelt hat, deren Feste gewiß oft genug auch unsere Eglosheimer Alten und Jungen sich von der Ferne mit angesehen haben, ist naturgemäß aus unsern Kirchenbüchern nichts weiteres zu erheben.

Oft mögen unsere Ortsbewohner scheu bei Seite gewichen sein, wenn der gefürchtete Potentat König Friedrich an ihnen vorüber nach Monrepos gefahren ist; freundlicher und vertrauensvoll werden sie den „König der Landwirte“ in Ehrerbietung begrüßt haben, wenn König Wilhelm I sein von ihm geliebtes Seegut aufsuchte. Und am liebsten weilt die heutige Erinnerung in den Zeiten, da die „Marienwahl“, die einst zur hiesigen Gemeinde gehört hat, von der Prinzessin Marie und ihrem huldvollen Gemahl bewohnt wurde und Eglosheim so oft ihr und der jugendlichen Prinzessin Pauline beliebtes Ziel bei Spaziergängen gewesen ist, wo die fürstliche Mutter so gern in einfachster Weise mit den Leuten verkehrte und die kleine Tochter mit großem Interesse dem Brotbacken im Backhaus zusehen pflegte. Wir wollen nicht klagen „tempi passati“, sondern hoffen, daß auch später diese Zeiten wiederkehren, wo wir die königliche Familie in unserer Nähe weilen sehen dürfen und unser Kriegerverein die Ehre hat, seiner hochverehrten Protektorin, der Prinzessin Pauline, nun Erbprinzessin zu Wied, die ihm für seine Fahne ein prächtiges Fahnenband gewidmet hat, seine Huldigungen darzubringen.

Kirche und Schule. <sup>1)</sup>

Daß unsere hiesige Kirche zu den schönsten Dorfkirchen gehört ist bekannt. Paulus nennt sie (Kunst- und Altertumsdenkmale in Württemberg) „einen überraschend edlen, wohlerhaltenen, noch streng gotischen Bau in herrlichem Sandsteinton.“ „Die Gliederungen des hochaufgerichteten Chors sind von einer Feinheit und Schärfe, die Formen und Verhältnisse von einer hochedlen Reife, daß man zu diesem Bau immer wieder zurückkehren möchte; er zeigt was auch noch die spätere gotische Baukunst vermocht hat, wenn sie durch die Hände eines maßvoll wirkenden Künstlers gegangen ist.“ Wer dieser Künstler gewesen ist, ist leider unbekannt, es findet sich nirgends ein Meisterzeichen, das einen Fingerzeig geben könnte. Dagegen geben über die Zeit der Erbauung des Schiffs der Kirche genaue Auskunft die beiden Jahreszahlen über dem Portal der Südseite unter der netzgewölbten Vorhalle 1487 und an der mit Maria mit dem Jesuskind und den vier Kirchenvätern geschmückten Steinkanzel 1498. Der Chor ist etwa 40 Jahre älter, merkwürdigerweise hat sich an dessen östlicher Außenseite ein mit Röteln aufgezeichneter Gesellenschild (?) erhalten mit der Jahreszahl (1) 447 darüber. Der hübsche Fuß des Sakramentshäuschens mit württembergischem Wappen im Chor ist gegenwärtig noch durch die Männerempore verdeckt. Die Zahl 1660 an der Emporenbrüstung weist auf die Erneuerung des Innern der Kirche nach der Verwüstung des dreißigjährigen Krieges hin. Mit Beziehung auf dieselbe heißt es in einem Bericht vom Jahre 1661: „die Kirche ist gar fein wieder zugerichtet, die Kanzel, Altar und Taufstein sind von guterherzigen Leuten bekleidet, ein Kanten auf den Altar, ein Kännlein und Beckhin uff den Taufstein, wie auch ein zinnener gelbscheinender Kelch, und zwar dies alles usgenommen die Altar- und Kanzeldecken von Herrn Hans Wolfgang Herzen zu Cannstatt erkaufte und gestiftet worden.“

Von einem schweren Unglück wurde die Kirche im Jahr 1652 betroffen. „Den 14. Februar 1652 nachts um neun Uhr da es alleweil geschneiet, hatte man Donner und Blitz; zu Egolzheim schlug es in den Kirchturm, der angezündet, verbrannt und die Glocken zerschmelzet worden“ meldet die Steinhofersche Chronik. Zwei Jahre darauf berichtet der Visitator: „Die vornehmste Klag der Gemeinde ist, daß sie keinen Schulmeister haben und daß ihr Turm nicht bedeckt ist. Sie haben zwar untertänig erlangt, daß sie noch in den

<sup>1)</sup> Nach Akten des K. Filialarchivs in Ludwigsburg.

beiden Ämtern Lauffen und Güglingen eine Brandsteuer sollen einsammeln, aber es will nicht „kleckhen.“ Ihnen könnte nicht besser geholfen werden als wenn Kaspar Krämer zu Marpach seine in den Heiligen schuldigen 100 fl. abzulösen befehligt würde. Der könnte es wohl geben und würde ad pias causas auch wohl angewandt; ihmet halben muß der aufgerichtete Turm und die zwei uffgemachten Glocken verderben.“

Rings um die Kirche lag (und liegt noch) der Kirchhof, der aber durch die ihn umgebende Ringmauer äußerst eingeengt war und erst 1840 seine erste Erweiterung erfuhr. So begreift es sich, daß außer ihm noch ein weiterer Friedhof bei der jetzigen Kelter für Auswärtige, die hier starben, vorhanden war, der 1768 nach der Behauptung des Pfarrers weder Mauer noch Umzäunung hatte, während der visitierende Dekan bei genauer Nachfrage fand, daß hier der bemeldete äußere Kirchhof teils mit einer Mauer teils mit einem lebendigen Haag eingefast, auch im Notfall noch wohl brauchbar sei.

Daß die hiesige Kirche nach Speier und zwar zum Archidiakonat zur h. Dreifaltigkeit gehörte, ist schon im Eingang gesagt worden. Die ältesten Geistlichen, die von hier bekannt sind, waren der Pfarrer Conrad Schympf und Kaplan Schyeferlin, auf deren und des Grafen Eberhard des ältesten von Württemberg Antrag der Archidiakonus des Orts Friedr. von Nippenburg, Dr. jur. utr. und Probst zu St. Trinitatis in Speier, die Konfirmation des Altars und der Kapelle St. Katharina in der Pfarrkirche zu Eglosheim erneuerte, wornach das Besetzungsrecht dem Grafen und seinen Erben zustand (1492), und einige Jahre vor ihm (1488) der Kaplan Johann Geyer an der St. Katharinenpfründe zu Eglosheim, dem derselbe Graf Eberhard einen Bewilligungsbrief zum Verkauf einiger Pfründgüter ausstellte.

Außer der St. Katharinenpfründe befand sich hier eine St. Annapfründe. Die St. Annapfründbehausung samt Garten und Wiesen alles aneinander wurde von der geistlichen Verwaltung Gröningen auf herrschaftlichen Befehl 1587 dem Forstmeister zu Leonberg zu einem Forsthaus verkauft – jetzt das Anwesen des Matth. Seyfang; das jetzige Pfarrhaus mag wohl der St. Katharinenpfründe zugehört haben. „Des Heiligen St. Annapfrond und des Armenkasten in E. Lagerbuch“ ist von 1716, die älteste Heiligenpflug-Rechnung vom Jahr 1788/90.

Die Reihe der evangel. Pfarrer beginnt 1548 mit Johann Baldinger, dem als zweiter 1553 Konrad Schaffner folgte, der dann 1557 nach Asperg kam. Um die Wende des sechzehnten Jahrhunderts war

ein geborener Eglosheimer hier als Pfarrer, Matthäus Ludwig, der im ganzen fünfunddreißig Jahre hier wirkte, länger als irgend einer seiner Vorgänger und Nachfolger (nur einer, der 1809 verstorbene Pfarrer Kochhaf, ist einunddreißig Jahre hier gewesen). Von den neunundzwanzig hiesigen evang. Pfarrern haben ihre Ruhestätte hier gefunden wahrscheinlich Ludwig 1611, Haan 1625, Mockel 1631; dagegen sicher Herold 1707, Leibbrand 1725, Krummlauff 1760, Kochhaf 1809, Holland 1841, Greiner 1890. Genannter Ludwig war bei der Visitation durch den Superintendenten von Markgröningen im Jahr 1603 – der ersten von der der Visitationsbericht erhalten ist – schon siebenundzwanzig Jahre Pfarrer hier, war Vater von zwölf Kindern, und früher acht Jahre in Ottenhausen, dem Geburtsort unseres alten Schulmeisters Müller, angestellt. Ein Angehöriger von ihm und dessen Frau haben Grabdenkmale an der Kirche von Pleidelsheim aus den Jahren 1591 und 1595. Der Magistrat erkennt ihn – laut Bericht – „für einen reinen Lehrer und gibt ihm das Zeugnis, daß er seinem ministerio mit Fleiß obwarte und sich samt den Seinen gebühlich verhalte.“ Die Pfarrer mußten angeben, was sie studieren und wo sie in der Bibel lesen; vom Genannten heißt 1605: „er als ein alter Mann liest allerlei in der Bibel“.

Die Gottesdienstordnung war damals folgende: Sonntag und Feiertag wurde morgens eine Predigt gehalten, um zwölf Uhr eine Kinderlehre, dann Mittwochs Betstunde über die Psalmen, am Freitag abwechselnd Kinderlehre oder Wochenpredigt, am Samstag war Vesperlektion. In der Fastenzeit wurde über die Leidensgeschichte gepredigt. Über den Kirchenbesuch heißt es 1603: Schultheiß und Gericht halten sich auch mit dem Kirchengang und Verrichtung ihres Amts fleißig und gebühlich, 1605: Schultheiß und Gericht erzeigen sich bei Besuchung der Predigt und Gebrauch des heil. Abendmahls also, daß der Pfarrer mit ihnen zufrieden, ihrer amtlichen Verrichtung halber ist auch nichts klagbares fürkommen. 1661 wird gerühmt: Hans Mäule Schultheiß läßt ihm Gottes Wort und sein Amt wohl befohlen sein, und von der Gemeinde: gehen zur Kirche und leben ohne Klag beieinander, danken Gott und ihrer fürstlichen Durchlaucht, daß sie wieder einen eigenen Pfarrer haben.

Das gute Verhältnis zwischen Pfarrhaus und Gemeinde erscheint bald darauf etwas getrübt. 1676 heißt es von Pfr. Clemens, einem Konvertiten aus Wittlich bei Trier: „er ist ein guter Prediger, gar feiner Polemicus, auch sonst ein artlicher Mann, auch im Leben in so fern untadelig, aber bei dieser ziemlich bäuerischen Gemeind aus



bösem Antrieb seines Weibes gar zu hoch intoniert und tut ihm doch selbst an seiner Haushaltung den größten Schaden, daher er auch einer gnädigsten Promotion untertänigst verlanget.“ Schultheiß Mäule ist mit seinen Richtern „immer noch ein ziemlich fleißiger Kirchgänger, aber bei diesen und der ganzen Gemeind ein ziemliche heimliche Feindseligkeit wider den Pfarrer um vorgesetzter Ursache willen. „In Besuchung des Gottesdienstes ist man sehr fahrlässig, heißt es weiter; Lichtkärze und Spielhäuser sollten billig abgeschafft werden“. Lebhaftige Klage wird in Bezug auf die Verwaltung des „Heiligen“ geführt, „Rechnungen werden zwar auch gestellt und abgehört, aber wenn ihm, dem Heiligen, nicht anders geholfen wird, bleibt er ruiniert. Da saugen die Schreiber den Heiligen ganz aus mit ihrem Verdienst doch ohne Verdienst. Vor diesem haben die Rechnungen zu stellen etwa 1 fl. 30 Kr. gekostet, jetzt aber 7, 9 und mehr Gulden, die müssen bezahlt sein und sollte man dem Heiligen verganten. Sie seien dazu so stolz und hochmütig, daß sie alles nur mit Trotzen hinausführen wollen und man lieber mit weiß nicht wem reden und umgehen sollte als mit ihnen.“

Günstiges wird über den Kirchenbesuch 1703 berichtet: Alle Sonn- und Feiertag-Morgenpredigten sind volkreich, auch zu monatlichen Bettagen kommt jedermann. Zu Katechisationen sollten nur die älteren auch etwas mehr kommen (– damals erstreckte sich die Christenlehrpflicht bis auf die Vierundzwanzigjährigen!); drei Jahre später wird geklagt: in die Katechisationen kommen nur wenig Leut, kaum vier oder fünf Männer.

Mit einem älteren Pfarrer Herold war die Gemeinde scheinets weniger gut beraten. Er war schon vierundsechzig Jahre alt, wie er von der Pforzheimer Gegend (seiner Heimat) nach längerem Dienst in Herrenalb und Loffenau hieher kam, „weil er der großen Kriegsgefahren halber zu Loffenau nit mehr subsistieren können.“ Kinderlehre hielt er etwas schläfrig und konnte wegen schlechten Gehörs die Antworten nicht recht verstehen. Biblische Vesperlektionen am Samstag hatte er ein Vierteljahr nach seinem Aufzug noch keine gehalten, klagend über den reinen Druck der Kirchenbibel weil er blöden Gesichts. Er tue nach Kräften, aber man verstehe ihn im Chor nit recht. Der baldige Tod des Geistlichen, der 1707 nach kaum zweijähriger Tätigkeit starb, machte den Klagen ein Ende. Sein Nachfolger war von 1707-22 Pfarrer Leibbrand, der bis ins neunundsiebzigste Lebensjahr hier wirkte und sodann „rudedonirt“ – wir sagen heute „pensioniert“ wurde, worauf er noch drei Jahre hier im Ruhestand lebte

und zweiundachtzigjährig sein Leben beschloß, „nachdem er von Sere-  
nissimo in die vier Jahr vor seinem Tod aus sonderbarer Gnad das  
victalium genossen.“

Unter seinem Nachfolger Schmid 1724-42 war man gegenseitig  
nicht sehr zufrieden. Pfarrer galt als fleißig, in seinem Leben ohne  
Ärgernis, nur aber ein wenig zu hitzig. Er treibe alles nur ge-  
setzlich, so daß er mehr gefürchtet als geliebt wurde. Wenn ihm der  
Dekan eine evangelischere Methode anriet, glaubte er man wolle ihn  
in seinem Eifer hemmen. Später hat er sich in diesem Punkt ge-  
bessert und sich im Gebrauch des Zuchtamts gemäßigt. „Doch wie er  
gegen die Gemeinde kein Vertrauen habe, so habe auch diese das ge-  
ringste nicht zu ihm, so daß es wohl zu wünschen wäre, daß er  
anderswo möchte placiert werden.“ Er seinerseits klagt (1739) über den  
Stand der Gemeinde, derselbe sei gar schlecht, verstockt, „nicht einmal  
zum größten Teil ehrbare Heiden, will geschweigen Christen.“ Der  
öffentliche Gottesdienst am Sonntag werde ziemlich, in der Woche gar  
schlecht und kaltsinnig besucht, ungeachtet alles Zuredens und öffent-  
licher Ahndung. Schon damals heißt es: „Überfeldlaufen am Sonntag  
nach Ludwigsburg ist sehr gemein.“ Die „Senatoren“ leben ehrbar  
bis auf zwei, die dann im Namen des Synodus ernstlich vom Special  
ermahnt werden und dann auch mit Bezeugung vieler Reu und mit  
Mund und Hand Besserung versprochen. Der Schultheiß Paul Löckle  
bekommt das Lob, daß er ein exemplarisches Leben führe, gute Dis-  
ziplin und Ordnung liebe und Pastori willig an die Hand gehe.

Aus späteren Visitationsberichten wäre noch anzuführen eine nicht  
recht verständliche Bemerkung vom Jahr 1759: Der eine Kirchtum  
ist gebaut, aber wegen allzugroßer Armut der Commun „kann der  
andere nicht in Stand gebracht werden“; dann die Notiz betr. eine  
Privatversammlung von sieben Bürgern, die im Hause eines Paul  
Löckle gehalten wurde, meistens an Sonn- und Feiertagen eine halbe  
Stunde nach geendigten Gottesdiensten; Peter Heimerdinger war der  
Leiter, der bald eine Predigt bald einige Kapitel aus Arnds wahrem  
Christentum vorlas, und der Pfarrer (Kochhaf) „fand bei je zuweiliger  
Besuchung derselben nichts der herzoglichen Ordnung zuwiderlaufendes.“  
Die Sache hatte jedoch keinen längeren Bestand und wird 1784 nicht  
mehr erwähnt.

1793 wurde das neue Landesgesangbuch nach und nach einge-  
führt, auch der braunschweigische Katechismus von Pastor und Schul-  
meister beim Unterricht benutzt. Das Auswendiglernen des Spruch-  
buchs und Konfirmationsbüchleins, der Buß- und mancher anderer

Psalmen, wie auch erbaulicher Lieder wurde ernstlich getrieben, „wie denn mehrere Kinder besonders von den Jüngstkonfirmierten es auf zehn Psalmen und 84 Lieder – 1797 auf 19 Psalmen und 120 Lieder – gebracht haben.“

Die durch Herzog Eberhard Ludwig im Dezember 1722 eingeführte Konfirmation wurde auch hier erstmals im Jahr 1723 am Sonntag Quas. vorgenommen mit fünf Söhnen und zwei Töchtern, und es erregt jedesmal das Interesse der Konfirmanden, wenn ihnen die Namen derselben mitgeteilt werden: Jacob Zeh, Johann Bernhard Müller, Joh. Georg Wohlgemuth, Johannes Wohlgemuth, Johann Caspar Zeh, Marie Katharine Stüringer und Barbara Franz; Familien deren Namen mit Ausnahme der beiden letztgenannten noch heute unter uns blühen.

Der bekannte Berliner Reisende und Verleger Nicolai hat Württemberg im Jahr 1781 bereist und seine Wahrnehmungen in einer zwölfbändigen „Reise durch Deutschland“ niedergelegt. Wenn er sich darüber aufhält, daß nach dem Frageplan, wornach der Spezial jedes Jahr die Visitation der Pfarrämter vorzunehmen hatte, über 300 Fragen zu beantworten waren, und ausrechnet, daß der Frageplan, der in dem ihm zu Gesicht gekommenen Exemplar nicht weitläufig geschrieben 38 Bogen füllte, seit seiner Einführung im Jahr 1744 allein eine Schreibung von 295 000 Bogen „großen Adlerpapiers“ veranlaßt habe, so wird man ihm auch heute noch nur bestimmen können. Jahr für Jahr werden die Fragen beantwortet in der durch sie gegebenen Fassung. „Den Zustand der Herzen in der Gemeinde kennt der Herr am besten und untersteht sich Pastor nicht die Bekehrten mit Namen zu nennen oder ihnen das Zeugnis der Bekehrung schriftlich zu geben. Doch zeigt sich der Segen des Worts durch Wachstum in der Erkenntnis Gottes, absonderlich Kraft auf dem Totenbette.“ „Mit den Sectariis, deren jedoch keiner hier vorhanden, wird nach den herzoglichen Rescripten gehandelt.“ „Pastores vicini fördere auch das Gute und ist kein böses Geschrei in Lehr und Leben von keinem bewußt.“ „Kein casus rarior providentiae, gratiae vel justitiae Divinae hat sich dies Jahr erzeiget“ u. s. w. u. s. w.

Im Ludwigsburger Zucht- und Armenhaus befanden sich an Georgii 1787 von Eglosheim Sträflinge keine, aber freiwillig Arme: Joh. Andr. Friedr. Frantz und Maria Barbara Bründlerin; ein besonderes Armenhaus befand sich eben damals nicht hier.

Rühmend wird genannt ein led. Schneidergesell, vater- und mutterloser Waise allhier Christof Andreas Bachmann „der vi testa-

menti vom 3. November 1791 das Pium Corpus zum Universalerben seiner Verlassenschaft eingesetzt, welche nach Abzug der Passiven, Legaten und Unkosten betragen hat 51 fl. 33 Kr.“

Dieser „Heilige“ war hier immer schwach, er betrug z. B. 1779: 562 fl., 1783: 1094 fl., 1784: 850 fl., 1787: 987 fl. (in diesem Jahr beliefen sich die Rechnungskosten für Stellung auf 6 fl., für Prob und Abhör auf 8 fl.); 1802 war er auf 1574 fl. gestiegen.

Inbetreff der von der Behörde empfohlenen Spinnanstalt wird 1794 berichtet: „Das Lokal hiesigen Orts qualifiziert sich zu keiner Spinnanstalt, da die armen Kinder sonst genugsam Beschäftigung haben und dem Gassenbettel nicht nachgehen.“

Daß man Neuerungen auf kirchlichem Gebiet zurückhaltend gegenüberstand, zeigt eine Bemerkung vom Jahr 1802: „Die Feiertage sind anfangs nach der neuen Ordnung gefeiert worden, werden aber jetzt auf wiederholtes Bitten der Gemeinde einstweilen nach der alten Norm gehalten.“ Gerne hören wir schließlich das Lob vom Jahr 1809: „Man nimmt immer noch Wertschätzung des h. Abendmahls wahr [641 Comm. auf 420 Einw.]; die Gemeinde zeichnet sich vor andern durch Liebe zur Ordnung und Achtung gegen die Gesetze aus.“

Noch sei einiges über das hiesige Schulwesen angeführt. Der älteste Schullehrer, den wir kennen war Georg Haar von Stuttgart, hier seit 1602, damals 47 Jahre alt, Vater von drei Kindern. Er hatte 24 Schulknaben; die Mädchen gingen damals noch nicht in die Schule. „Ist seinethalben keine besondere Klag fürkommen, allein er sei des Schreibens nicht voll berichtet. Ist deswegen zu mehrerem Fleiß ermahnt worden. Weil er aber sein bestes thut, sich diensthaft gegen männiglich erzeigt, daneben auch verspricht, er wolle sich besser exerzieren, sind Pfarrer und Schultheiß und Gericht mit ihm zufrieden und mögen ihn wohl leiden.“

Im dreißigjährigen Krieg hörte alles Schulhalten auf, noch 1654 war kein Schulmeister da. („Ihre vornehmste Klag ist, daß sie keinen Schulmeister haben“). 1661 heißt es: Schulmeister ist über die drei Jahre lang keiner allda gewesen, aber bei gehaltener Visitation hat sich Hans Schweitzer, Bürger und Schuhmacher zu Walheim darum gebührend angemeldet und ist auch von ihnen (nämlich von der Gemeinde wie damals üblich) nominiert und bereits und zwar vom Konsistorium gnädigst konfirmiert worden. Ist alt 31 Jahr, hat nur Ein Kind.“ Weiteres, wie er sein Amt geführt, wie lang er geblieben ist wissen wir nicht; schon 1669 findet sich im Taufbuch ein Schulmeister Hans Jakob Fürderer und seine Ehefrau Ursula, dann seit 1672

Hans Christof Fürderer, vorher drei Jahre in Erbstetten. Leider ist nicht viel gutes von ihm zu hören: „er sei bei der Jugend gar fahrlässig und ihr viel zu weich, auch viel draußen Umschwirren ohne einige Erlaubnis.“ Auch sonst wird ihm unguutes nachgesagt. „Weil er nun unverbesserlich geblieben als ist ihm im Fall ausbleibender Besserung der Dienst auf künftigen Georgii (1677) aufgekündigt worden.“ Schulknaben waren es 1676 11, Mägdlein 10, es wurde nur Winterschule gehalten.

Später probierte es die Gemeinde mit einem einheimischen Bürgersohn, einem Weingärtner Matth. Löckle. Er hielt Sommer- und Winterschule, erstere nur zwei Stunden vormittags, letztere von Martini bis Georgii. Die Schülerzahl hatte sich 1692 auf 37 gehoben. „Er nimmt sich dieses Dienstes mit Ernst an, und gibt Niemand zu klagen Ursach.“ Doch blieb er im Schuldienst nur bis 1696 und starb schon 1704 als Waisenrichter und Steuersetzer.

Auf ihn folgte 1696-1733, in welchem Jahr er hier als 67jähr. Mann starb, Andreas Weimar von Öschelbronn bei Herrenberg, von Profession ein Bauer. 1703 hat er in der Winterschule 11 Knaben und 8 Mädchen, zusammen 19 Kinder gehabt. Die Sommerschule war gar schwach, „weil ein guter Jahrgang vor zwei Jahren durch die grassierende Dyssentrie gestorben; wird doch wöchentlich drei Tag, Montag, Mittwoch und Freitag gehalten.“ Der Lehrer, lautet sein Zeugnis, informiert wohl, ist fleißig bei der Schul und Kirch, modest und gehorsam; 1731, nicht lange vor seinem Ableben dann freilich: „ist anfangen alt und baufällig, deßwegen er auch um einen Adjunkten eingekommen.“

Sein Nachfolger wurde 1733 wieder ein Eglosheimer, der im Jahr 1703 geborene Johann Georg Seyfang; in der Schule fleißig, nur in der Disziplin zu hart, daher er zu mehrerer Moderation angemahnt worden, sonst im Leben ohne Ärgernis. Die Sommerschule hob sich (1734) auf 20 Knaben, 19 Mädchen, die Winterschule auf 23 Knaben und 23 Mädchen. Ist in seiner Schule fleißig, heißt zehn Jahre später, dabei ein guter Musikus und führt nebst den Seinigen einen christlichen Lebenswandel. „Hat vorher von musica instrumentali Profession gemacht“, wird einmal bemerkt (1739) und beigefügt: „Profectus der Kinder gehen wohl hin und würden besser sein, wofern die Eltern mit größerem Fleiß besonders zur Sommerszeit dieselbigen zur Schul und nit zu Feldgeschäften anhalten thäten.“

Nachdem Seyfang im Jahr 1754 im Alter von 51 Jahren gestorben war, erhielt den hiesigen Schuldienst der 38jährige Peter Eichert

von Oßweil, der Stammvater der bis in die neueste Zeit hier blühenden, nun in Ludwigsburg ansässigen Familie. Winterschüler waren 54, Sommerschüler 43, „bei solchem Numero kann er mit der Schul wohl zurechtkommen, hat Winters Schul Morgens 3 Stunden, Nachmittags 2 Stunden, Sommers alle Vormittags 3 Stund.“ „Hält seine Schulstunden fleißig, informiert wohl im Lesen, Schreiben und Buchstabieren, hält die Kinder in guter Disziplin, führt mit den Seinigen einen ordentlichen Lebenswandel.“ „Die Gemeinde ist mit dem Schulmeister diesmal wohl zufrieden und keine Klage wider ihn vorgekommen.“ „Die Besoldung wird ihm richtig gereicht, auch zum Schulgeld verholffen.“

Es ist von Interesse zu sehen, wie die Schulmeister der alten Zeit mit ihrem Einkommen gestellt waren. Nach der ältesten vorhandenen Kompetenz erhält der Schulmeister als solcher vom Heiligen und von der Gemeinde 53 fl. (Kreuzer weggelassen), Schulgeld à 45 Kr., bei 93 Kindern 71 fl., Accidenzien 12 fl., zusammen als Schulmeister 188 fl. Dazu als Mesner: Mesnerlaibe von jedem Bürger, damals 90, à 10 Kr., 15 fl., dann Mesnergarben, und zwar geben die Bürger, welche einen Morgen Ackers haben, 1 Garbe: 70 zu 7 Scheffel gerechnet à 2 fl. thut 14 fl., von denen, welche keinen Morgen haben, deren 25 sind 6 Kr. = 2 fl. 30 Kr. und endlich wegen des Klingelbeutels 45 Kr., zusammen als Mesner 32 fl., so daß die Gesamtbesoldung sich belief auf 170 fl. 42 Kr.

Schullehrer Peter Eichert hatte in seinen späteren Lebensjahren seinen Sohn Georg Friedrich Eichert als Provisor zur Unterstützung zur Seite, der dann, als der Vater 1792 im Alter von 71 Jahren starb, sein Nachfolger wurde und das Amt bis zum Jahr 1836 führte, in welchem er 75jährig starb. So hatten Vater und Sohn über 80 Jahre lang das Schulamt hier inne. Nenne ich dann noch die Namen der späteren Lehrer: 1836 Joh. Jac. Lieb, 1840 Johannes Neuffer, 1856 Gg. Mich. Jnm. Reiniger und 1867 Joh. Gg. Müller, der 1892 sein hiesiges 25jähriges Dienstjubiläum feiern durfte, bei seiner Pensionierung im gleichen Jahr der Senior der evangelischen Lehrer des Landes war, bei dieser Veranlassung als der erste unter den Lehrern die Verdienstmedaille des Friedrichsordens erhielt und dann noch bis in sein 86. Lebensjahr bis vor zwei Jahren unter uns weilte, so sind damit die persönlichen Schulerinnerungen des jetzt lebenden Geschlechts geweckt, das diesen um unsere Gemeinde verdienten Männern den gebührenden Dank nicht versagen wird.

Dürftig wie die Verhältnisse der Schule überhaupt war auch der

Zustand des Schulhauses, das an der Stelle des jetzigen südlich von der Kirche stand. Zwar heißt es 1676: „Pfarr- und Schulhaus sind im esse,“ aber später kommen ständig Klagen über Klagen. 1692: Das Schulhaus dem Flecken zuständig muß vom Heiligen erhalten werden, ist ganz ruinos. 1706: Schulhaus ist völlig in Abgang und daher vom Schulmeister unbewohnt aus Besorgnis des Einfalls. Der Schäfer wohnt darin. 1730: Pfarrhaus und Kirch sind in ziemlich gutem Stand, das Schulhaus aber miserabel. Doch scheint dann etwas geflickt worden zu sein: „Pfarr- und Schulhaus sind in gutem Stand“, die Besserung war aber nicht von langer Dauer, denn schon ein Jahr darauf ist zu lesen: „Kirch und Schulhaus haben eine Reparatur höchst nötig. Das Schulhaus bedarf noch einer Stuben für des Schulmeisters Familie, die sich in der Schulstuben zu der Kinder große Präjudiz aufhalten muß“. Noch lange ins letzte Jahrhundert hinein war das Schulhaus weniger befriedigend, Abhilfe kam erst als dem Schullehrer ein besonderes Haus als Wohnung eingeräumt wurde, und eine gründliche Besserung brachte der Neubau eines Schulhauses im Jahr 1886, der nach langem Kampf um die Platzfrage (bei der Kelter oder bei der Kirche?) die Schule am alten Platz bei der Kirche beließ. Daß bei der neuesten Wendung der Dinge auch für unsere Schulverhältnisse allezeit aufs beste gesorgt sein wird, ist unsere freudige Gewißheit!

Nur noch ein kurzer Hinblick sei zum Schluß aufs abgelaufene Jahrhundert gestattet. Es hat in seiner Mitte insbesondere durch die Eröffnung der Eisenbahn 1847 eine bedeutsame Veränderung gebracht, indem die vorher so belebte Landstraße, auf der die Fuhrleute so gern hier im Hirsch einzukehren pflegten, daß das Sprichwort im Land aufkam: „Im Hirsch in Egelse sehen wir einander wieder,“ allmählich verödete und ein Bedeutendes ihrer ehemaligen Breite verlieren konnte, wobei wir uns über die einfachen Verhältnisse damaliger Zeit wundern: in jeder Richtung täglich nur vier Züge, keine Schnellzüge, aber die Personenzüge mit der gleichen Geschwindigkeit wie heute. Wir freuen uns der großen Heldenzeit 1870/71, deren Gedächtnis den Miterlebenden immer mit Recht als etwas außerordentliches vor der Seele steht, deren Mitkämpfer durch eine Gedenktafel in der Kirche zu ehren auch unsere Gemeinde sich nicht hat wollen nehmen lassen, und wir berühren noch die Umwandlung der Verhältnisse, die allmählich sich anbahnend plötzlich in neuester Zeit durch gehobenere Lebenshaltung, Aufkommen des Vereinslebens (zum Kriegerverein noch Kirchenchor, Liederkranz, Turnverein, Bürgerverein), gesteigerte Bau-

tätigkeit, Teilnahme am industriellen Leben der Nachbarstadt, die längst nicht mehr die stille Garnison- und Beamtenstadt von ehemals ist, sich vor unsern Augen vollzieht.

Damit sind wir nun in der lebendigsten Gegenwart angelangt, und wenn nun diese in neuester Wendung mit dem unsern Vorfahren unbekanntem Begriff der „Eingemeindung“ eine dieser unglaublichen Vereinigungen des einst Getrennten bringt, so blicken wir Eglosheimer dabei voll Vertrauen in die Zukunft, wir wissen, daß wir dabei nicht die ausschließlich Nehmenden und Empfangenden sind. Wenn wir nun zusammengehören, so können wir der Stadt, wir können dem historischen Verein damit etwas geben was ihm fehlte, der jüngsten Stadt des Landes eine um Jahrhunderte zurückreichende Vergangenheit, in unserer Kirche ein schönes Altertumsdenkmal wie sie seither keines hatte. So reicht nun die Gothik dem Rokoko die Hand, so bleibe, welches nun auch der Stil der Zukunft sei, unser beiderseitiges Geschick zu Glück und Segen verbunden!



Volkstümliche Überlieferungen  
im Oberamtsbezirk Ludwigsburg.

Von Schullehrer Heubach,  
früher in Schwieberdingen, jetzt in Heilbronn.

Vorbemerkung.

Es ist höchste Zeit gewesen, daß das statistische Landesamt vor einigen Jahren die Aufzeichnung volkstümlicher Überlieferungen veranlaßte. Manche Sitten und Gebräuche, die sonst auf dem Lande noch allgemein verbreitet sind, können von unserem Bezirk nicht mehr verzeichnet werden. Denn jetzt schon machen ältere Leute unsichere Angaben und in vielen Familien weiß man von den Sitten der Väter und Großväter gar nichts mehr.

Die vom statistischen Landesamt ausgegebenen Fragen wurden von Lehrern aus 10 Orten des Bezirks beantwortet und sind in vorliegender Arbeit zusammengestellt, welche demgemäß nur eine Anregung sein kann, die volkstümlichen Überlieferungen vollends zu sammeln und zu ergänzen.

Für die Aussprache des Dialekts sei bemerkt, daß das lateinische a stets nasal zu sprechen ist wie im Wort Sand. Der ö (mit Ring) bezeichnet einen Laut, der zwischen a und o steht und wie im schwäbisch gesprochenen Wort lö = lau lautet und eventuell vorgesprochen werden muß. Lange und kurze Laute sind wie sonst üblich bezeichnet (– –).

Wohnung und Geräte.

Die Häuser sind nicht unansehnlich, meist mit kleineren Unterstöcken und hölzernen Stockwerken versehen. Die Wände sind verputzt und die Balken manchmal, bei den Scheunen immer sichtbar. Wohlhabende Orte zeigen manche Häuser mit gegipsten Wänden. Neuerdings sieht man auch mit Ölfarbe angestrichenes Gebälk. Die Dächer sind durchweg mit Ziegeln gedeckt. Die Hohlziegel verschwinden mehr und mehr und machen den Falzziegeln Platz.

Im untern Stock der Häuser sind Ställe oder Werkstätten. Der obere Stock enthält die meist geräumige Wohnung, welche aus der Wohnstube, 1-3 Kammern und der Küche besteht. Das Wohnzimmer ist getüncht oder tapeziert. In demselben steht der Eßtisch, gewöhnlich

am hellsten Platz in einer der Straße zugekehrten Ecke. Daneben befindet sich eine Bank mit Rücken- und Seitenlehne, oft auch ein Sofa. Tische mit Fußgestell werden nur noch selten angetroffen. Wenn ein zweiter Tisch vorhanden ist, so steht er meist neben dem Ofen. Alte Kastenöfen gibts nicht mehr. Eine Sammlung alter Ofensteine hat sich ein Schwieberdinger Bürger angelegt. Ofenbank und Ofenhafen (Hölle) sind, da das Holz zu teuer geworden ist, ganz in Abgang gekommen. In der Stube findet sich ferner noch eine Kommode, auf der häufig ein Glaskasten steht, in welchem Gläser und Porzellanwaren aufbewahrt werden. Auch ein Kasten steht in der Stube und mehrere hartholzene oder Rohrstühle und ein Schemel. In kinderreichen Familien steht in der Stube wohl auch das Bett der Eltern und der kleinen Kinder. In der Regel haben aber die Betten in den nicht heizbaren Kammern ihren Platz. Sogenannte Himmelsbettladen trifft man noch da und dort. Neben den Bettladen stehen in den Kammern die Kleiderkästen. Aber auch allerlei Geräte und Nahrungsmittel, wie Obst, Mehl u. s. w., werden hier aufbewahrt. Wie das Gesinde, so haben auch erwachsene Söhne und Töchter vielfach ihren Schlafraum in den Kammern unter dem Dach. Eichene Backmulden, Ofenrohr und Ofengabel, auch die Kupferhäfen gehören meist der Vergangenheit an.

Die Küche befindet sich meist im hintern Teil des Hauses. Die Steinherde werden neuerdings durch eiserne Herde verdrängt. Die großen Rauchfänge sind noch häufig anzutreffen.

Die Ställe sind im untern Stockwerk des Wohnhauses oder abgesondert im Hofraum. Manchmal trifft man Wohnung, Stall und Scheune unter einem Dach vereinigt.

Die Scheuern sind geräumig, enthalten ein bis zwei Tennen, den untern und obern „Baarn“ und unter dem spitz zulaufenden Dach den „Oberling“. Sie stehen nicht immer abgesondert, sondern sind vielfach an das Wohnhaus angebaut.

Der Keller, Kern genannt, ist gewölbt und befindet sich unter dem Wohnhaus oder unter der Scheuer.

In der Lage des Hauses und der Scheune zur Straße herrscht wenig Regelmäßigkeit. Die Giebelseite des Hauses ist meist der Straße zugekehrt, während die Scheune ihre Dachseite zeigt. Einzelne ältere Wohngebäude stehen mit der Dachseite parallel zur Straße, andere bilden auch einen Winkel mit ihr.

Der Hof ist gegen die Straße zu offen, manchmal auch abgeschlossen (Hofraiten). Größere oder kleinere Bogentore sind fast regelmäßig

bei den alten Herrschaftshäusern erhalten; vereinzelt bemerkt man sie auch noch an Bauernhäusern z. B. in Aldingen, Eglosheim, Bissingen, Thamm, Neckargröningen. Neben oder hinter dem Hause ist ein Gemüsegärtchen. Die Ortschaften selbst sind mit Obstgärten umgeben.

Auf den Schmuck der Pferde wird überall noch Wert gelegt.

Der Kummetschmuck ist zwar selten geworden, das Handpferd zieren aber meistens noch Dachsfelle und blank geputzte Messingbleche, die mit scharlachrotem Tuch und roten Lederriemen angeheftet sind. Die Messingbleche werden Rosen genannt. Messingkämme und Ringhalfter, Messingbeißkörbe und Hintergeschirr sind selten geworden. Hinter dem Dachfell werden Handschuhe, Lederhaften und ein Reservestrang aufbewahrt. Manche Pferde bekommen ein Ohrenfutter. Dieses ist entweder gehäkelt oder aus farbigem Zeug hergestellt. An der Brust sieht man hie und da ein Netz mit Zotteln.

#### Kleidung.

Der alte Spruch: „Selbstgesponnen, selbstgemacht ist die beste Bauerntracht“ hat seine Bedeutung verloren. Die jungen Leute und auch fast alle älteren Personen kleiden sich jetzt städtisch. Nur noch selten sieht man schwarze Lederhosen, bis übers Knie reichende, eng anliegende Stiefel, kurze, graue Juppe und ein Brusttuch mit vielen silbernen, kugelförmigen Knöpfen am Rollriemen. Die zugehörige Kopfbedeckung ist eine Kappe ohne Schild mit seitwärts hängender Troddel. Früher sah man auch gelbe und weiße Lederhosen. Die Schuhe waren mit Riemen, Sonntags mit silbernen Schnallen versehen. Das Brusttuch war scharlachrot oder aus dunklem Manchester gemacht. Der Tuchrock hatte meistens eine graue oder blaue Farbe. Im Sommer wurde ein Zwilchkittel getragen. In Großvaters Kasten findet man hie und da auch noch einen Dreispitz und eine verbrämte Pelzkappe. Die Frauen trugen den vielgefälteten Wiflingrock und das deutsche Häubchen, in Benningen die „Batschhaube“. Zur Festtagskleidung gehört ein schwarzer Tuchrock und ein Seidenhut. In Markgröningen wird nur im Kirchenrock und Schlosser zur Kirche gegangen. Die abgetragenen Sonntagskleider werden später als Werktagskleider benützt oder zu Kinderanzügen umgearbeitet. Die männliche Jugend, welche am Sonntag gern Brust und Hut mit einem Sträußchen schmückt, trug früher meistens gelbe Lederhosen, weiße Strümpfe, halblange Stiefel und schwarze, grüengeblümete Sammetweste mit schwarzen Hornknöpfen, runde Leder-(Schmer-) oder schwarze Plüschkappe mit Quaste und schwarzseidenes Halstuch. Eine Art Hirschfänger oder Stilet-

messer, Besteck genannt, wurde auf der rechten Seite in einer besonderen Tasche, der sogenannten Hóbentasche getragen. Bei der Feldarbeit wird von den Frauen selten ein Strohhut getragen. Sie binden sich meist ein Tüchlein um den Kopf.

In Neckarweihingen hatten die Weingärtner früher eine besondere Tracht. Die männlichen Erwachsenen trugen Werktags kurze, bis an die Kniee reichende schwarze Lederhosen, graue oder blaue Strümpfe, Schnallenschuhe, weißen Zwilchrock und eine Schmerkappe. Unter dem Hemdkragen, welcher dem Hemd angenäht war, wurde ein schwarzes Halstuch getragen. Jüngere Bursche hatten statt der Schmerkappe eine weiße oder schwarze Zipfelmütze. Die Mädchen und Frauen trugen selbstgesponnene und selbstgemachte „Kimmich- und Salzröcke“ aus grauem, leinenem Zettel und blauem, baumwollenem Einschlag. Die Jacke oder der Kittel waren leinen oder wollen. Dazu gehörte ein schwarzes Spitzenhäubchen mit langen, schwarzen Bändern. Als Schmuck dienen Fingerringe, Armspangen, Halsketten mit goldenem Kreuz, Brochen und ein meist von der Mutter auf die Tochter vererbtes Granatnuster (vergl. Paternoster). Um die Trauer anzuzeigen, tragen Mädchen und Weiber eine schwarze Schürze und ein schwarzes Halstuch.

#### Sitten und Gebräuche im Alltagsleben.

Die Zeit des Aufstehens und Zubettgehens richtet sich bei der ländlichen Bevölkerung ganz nach der Jahreszeit. Wenn im Sommer die Feldgeschäfte drängen, weckt der Hausherr seine Leute oft schon vor 3 Uhr. In einigen Orten kommt es sogar vor, daß man mit brennender Laterne aufs Feld geht. Im allgemeinen steht man aber in gewöhnlichen Zeiten etwa ½ Stunde vor Sonnenaufgang auf. Die Drescher beginnen im Winter um 6 Uhr. Im Sommer und Herbst begeben sich die Leute um 10 Uhr, im Winter oft schon um 8 Uhr, manchmal auch erst um 11 Uhr zur Ruhe. Nach dem Aufstehen wird zuerst dem Vieh „eingegeben“. Dann folgt das Frühstück, in der Regel Kaffee, selten mehr Suppe und Kartoffeln. Die Suppe war entweder eine geschmälzte Wasser- oder eine gebrannte Suppe. Zum Kaffee gibt's Wecken, dicken Kuchen oder auch Hausbrot. Bei anstrengender Feldarbeit wird nach dem Kaffee noch eine gebrannte Suppe aufs Feld geschickt. Am Sonntag wird der Frühstückskaffee im Sommer um 7 Uhr, im Winter um 9 Uhr getrunken, um 11 Uhr wird das Mittagessen aufgetragen und abends 6 Uhr wird wieder Kaffee getrunken. Die Mahlzeiten an den Werktagen richten sich ganz

nach den Geschäften. Im Heuet, während der Ernte und Weinlese werden Frühstück, Mittagessen und Vesper auf dem Felde eingenommen.

Das Mittagessen besteht aus Suppe, Fleisch und Gemüse. Sehr häufig kommen jedoch Mehlspeisen vor ohne Fleisch: Pfannkuchen mit Salat, Schwedenknöpfla, Dampfnudeln mit gesottener Milch oder gedörrten Zwetschgen, Wasserschnitten, Wurstriebela und eine Lieblingspeise namentlich der Kleinen – Pfannenbäuscht. Sehr beliebt sind auch der Türkenbrei aus Welschkornmehl und die Welschkornspatzen, auch Stopper genannt.

Der Sonntag, Donnerstag und Freitag sind gewöhnlich Fleischtage. Am Sonntag kommen fast das ganze Jahr Sauerkraut und Spatzen auf den Tisch. In Benningen gibt's statt der gewöhnlichen Spatzen „Bierhefenknöpfla“. (Rezept dazu: Teig wird mit Bierhefe angelassen und in einem Seier über Dampf aufgezogen). Wenn das Sauerkraut ausgegangen ist, wird es durch Salat ersetzt. Am Samstag werden in Aldingen regelmäßig Spätzla mit Kartoffelschnitz untereinander gekocht. In Neckargröningen ißt man an diesem Tag gern saure Brühe mit Kutteln. Am Montag und Mittwoch ißt man in Aldingen Kraut und Spätzla, am Freitag werden sehr viele Leberspatzen gegessen. Der gewöhnliche Thammer Speiszettel lautet: Am Montag Spätzla, am Dienstag der Rest des Sonntagessens, d. i. aufgewärmtes Sauerkraut, am Mittwoch Gemüse, am Donnerstag Kuchla, am Freitag Fleisch und Erbsen, am Samstag Welschkornbrei. In Markgröningen und Schwieberdingen ist der Montag ganz allgemein der Tag der sauren Brühe. An den Tagen, an welchen Schweine geschlachtet werden, holen die Leute die Kesselbrühe, welche der Metzger gratis liefert und kochen eine Kesselbrühsuppe. In Schwieberdingen werden an diesem Tage, gewöhnlich ist's der Freitag, hauptsächlich Leberwürste gegessen, die Metzger können nicht genug Würste von dieser Sorte machen. Hat die Hausfrau wenig Zeit zur Bereitung des Mittagessens, so macht sie Kaffee und fügt diesem noch geröstete Kartoffeln hinzu oder stellt sie eine rote Wurst mit Kartoffeln, in vielen Fällen auch bloß mit Brot auf den Tisch. Über die Zeit der Weinlese erwarten die Leser ein besseres Essen: Nudelsuppe, Braten und Salat oder Schweinefleisch und Sauerkraut mit Wein. An Festtagen kommt wohl auch nach dem Rindfleisch noch Braten und Salat und statt des sonst üblichen Mostes Wein oder Bier auf den Tisch. An den Zwölfnächten (25. Dez. bis 6. Jan.) kocht man keine Hülsenfrüchte, weil man sonst das ganze

Jahr mit Geschwüren und Hautausschlägen aller Art zu kämpfen hat. Am Gründonnerstag werden gefüllte Nudeln, sogenannte Maulschellen (Maultaschen) gekocht. Am Karfreitag wird kein Fleisch gegessen, sondern gekochtes Obst mit gebackenen Küchlen, Waffeln oder Dampfnudeln. Am Abend des Osterfestes ißt man Eier und Salat. Früher war der Speisezettel noch viel einfacher. Morgens und abends gabs nur Suppe und Kartoffeln, mittags Gemüse und Hülsenfrüchte und nur einmal in der Woche Fleisch. Der Sonntag war der Krauttag, Mittwoch und Samstag waren Breitage. Da gabs Mehl-, Gries-, Reis-, Hirse-, Bohnen-, Erbsen-, Kartoffel- oder Welschkornbrei. Die Abendmahlzeit besteht in der Regel wieder aus Suppe und Wurst und Salat oder Kartoffeln und saurer („gestandener“) Milch; im Herbst und Winter wird statt der Milch wohl auch Most getrunken. Zu diesen Hauptmahlzeiten kommen noch die sogenannten Vesper, und zwar morgens 9 Uhr und mittags 3 oder 4 Uhr. Die Zeit des Abendverspers wird den auf dem Feld Arbeitenden durch das Läuten einer Kirchenglocke verkündet. Bei dem Vesper spielt der Most eine Hauptrolle. Dieser wird aus Äpfeln und Birnen bereitet. Hat das Obst einen hohen Preis, so machen die Leute ihren Most wohl auch aus Zibeben und Rosinen. Dieses Getränk heißt man scherzweise Turmelin oder Karusselwein. Auch aus Johannis- und Stachelbeeren wird ein Hastrunk bereitet. Zur Erntezeit wird ein besonderer Erntewein verabreicht, eine Mischung von Wein und Obstmost. Aufs Trinken wird überhaupt viel gehalten schon seit alten Zeiten. In der Beihinger Polizeiordnung von 1682 heißt es: „Volle Böltz sollen dem Schultheißen augenblicklich angezeigt und um 1 fl. gestraft werden, und wer dies unterläßt, soll gleiche Strafe leiden.“ Die Speisen wurden früher in den Gefäßen aufgetragen, in welchen sie gekocht wurden. Eine Gabel wurde nicht benützt.

Nach dem Morgenessen wird in der Regel durch die Mutter aus einem Gebetbuch vorgelesen. Vor den Hauptmahlzeiten werden kurze Tischgebete gesprochen. Nach dem Mittagessen wird hie und da ein Kapitel aus der Bibel gelesen und das Vaterunser und der Segen gesprochen. Abendgebete scheinen weniger mehr Sitte zu sein.

Im Winter gehen die Leute nach dem Nachtessen gerne in den „Vorsitz“. Dort wird aufgewartet mit Kaffee und Hefenkranz, Most oder Wein und Gesälzbrot. Der weibliche Teil beschäftigt sich mit Nähen, Stricken und andern Handarbeiten, die Männer rauchen. Dabei wird gesungen, erzählt (und zwar mit Vorliebe Geistergeschichten) und gespielt. Beliebte Spiele sind das Mühleziehen und der schwarze

Peter. Das Vorlesen ist nicht beliebt. Das Spinnen ist fast ganz in Abgang gekommen. Nur noch einige Großmütter halten den alten bäuerlichen Wahlspruch in Ehren: Selbstgesponnen, selbstgemacht, rein dabei, ist Bauertracht. Hanf und Flachs werden im Bezirk nur noch selten angebaut.

Wohl überall herrscht auch die Unsitte, daß ledige Burschen sonntags, nicht selten auch an Wochenabenden es sich im Wirtshaus wohl sein lassen ohne etwas zu bezahlen. Der Herbergsvater wird dann gelegentlich mit Getreide zufrieden gestellt, welches dem Vater gestohlen wurde. Manchmal findet sich auch ein Bäcker als Abnehmer der Frucht. Das nennt man „stümpeln“ (von Stumpen = ein nur teilweise gefüllter Sack). In Schwieberdingen sagt man statt stümpeln „möncheln“. Der Wirt pflegt zu einem solchen Kunden zu sagen: Wenn du nicht bald einen „Mönch“ machst, dann verklag ich dich.

Trifft man eine Familie beim Essen an, dann sagt man: Seng Gott! (Segne Euchs Gott!) In Thamm werden beim Essen Ankommende nicht mit: Grüß Gott! begrüßt, sondern mit: Send Gott! und Helf Gott. In Beihingen sagt man zu den Leuten, welchen man begegnet: Fleißich? oder: Seid Er (Ihr) au do? oder: Isch guad bei anander? In Schwieberdingen: Kommet Er au? oder noch kürzer: Au? Antwort: Ja!

#### Sitten und Gebräuche im menschlichen Lebenslauf.

Ist in einer Familie Zuwachs zu erwarten, so wird für das erste Bad alles bereit gehalten, „was sich gehört“. In erster Linie muß ein Gichtrosenstengel (von der Päonie), im Sommer frisch, im Winter getrocknet, ins Bad gelegt werden, damit das Kind vor Gichtern bewahrt bleibe. Um die Hexen abzuhalten, muß nach dem Baden dreimal ins Badwasser gespuckt werden. Letzteres wird nicht selten an ein junges Bäumchen geschüttet. An der Wiege wird in Thamm ein dreieckiges Stück Papier mit drei Nägeln befestigt, damit die Hexen keine Macht über das Kind erhalten.

Wenn sich am Körper des Kindes ein Muttermal zeigt, so hat sich die Mutter während der Schwangerschaft „versehen“. An dieses Versehen wird überall geglaubt. Frauen, die guter Hoffnung sind, wird daher geraten, sich vor Schrecken und vor jeder Widerwärtigkeit in acht zu nehmen und sich zu hüten, daß sie den Kopf nicht anstoßen. Auch sollen sie bei der Geburt der Kälber nicht zugegen sein, weil das Kind sonst leicht ein Muttermal bekommt.

Die hoffenden Frauen haben das Vorrecht, daß sie sich aus irgend welchem fremden Garten ungestraft eine Frucht nehmen dürfen, nach der sie gerade Gelüste tragen. Selbstverständlich müssen aber solche Früchte gleich verzehrt werden. Unbefriedigte Gelüste sollen dem Kind ein Muttermal in Form des betreffenden Gegenstandes verursachen, also in Form von Johannisträubchen, Brombeeren, Knackwürsten ꝛc. Frauen, die in gesegneten Umständen sind, glauben auch das Vorrecht zu haben, nicht aufs Rathaus befohlen werden zu dürfen.

Die kleinen Kinder bringt nach dem Kinderglauben der Storch oder die Kindlesbase, auch Hebe genannt und zwar stammen sie aus dem Kindlesbrunnen, in welchen neugierig hinuntergehört wird. Dieser Kindlesbrunnen ist in Aldingen der über dem Neckar befindliche Klingelbrunnen, in Beihingen der Gänsebrunnen, ein kleiner Weiher in der Nähe des Dorfes, in Benningen der Fachbügel, ein finsterer, unheimlicher Ort am Neckar, in Markgröningen ein Brunnen in der Badgasse, in Stammheim ein solcher im Pfarrgarten. In Schwieberdingen stammen die Knaben aus dem Kelterbrunnen, die Mädchen aus einem andern.

Als erstes Geschenk bekommt das Neugeborene an einigen Orten ein Ei mit dem ausdrücklichen Wunsche, daß das Kind gut zähnen möge. Sonst schenkt man silberne Löffel, Messer und Gabel oder Geld; an anderen Orten wird das übliche Geschenk erst an Weihnachten in Form eines Patenkleides gegeben.

Die Wöchnerin bekommt von Verwandten und Nachbarn Speisen ins Haus getragen, meist Hühnersuppe, auch Zucker und Kaffee, in Poppenweiler Wecken. In Benningen wird jeder Wöchnerin eine Holzgabe von 35–40 Wellen verabreicht. Dies ist eine Stiftung der Elisabeth Steinheim, der Gattin Bertolds von Blankenstein, † 1280.

Ehe das Neugeborene getauft ist, soll man es außer den nächsten Angehörigen niemand zeigen. Die Mutter soll auch nicht vorher aus dem Hause gehen. Bis zum Tauftag läßt man das Licht die Nacht hindurch brennen, auch wird nichts aus dem Hause gegeben oder ausgeliehen. Der erste Ausgang einer Wöchnerin ist beinahe überall noch ein Kirchgang; in der Regel nimmt sie an einem Nachmittaggottesdienst teil.

Die Taufe findet 8–14 Tage nach der Geburt in der Kirche und zwar im Anschluß an den Sonntagnachmittaggottesdienst statt. In Benningen waren früher für ehliche Kinder der Dienstag und



Donnerstag die Taufstage. Unehliche Kinder wurden am Mittwoch nach der Betstunde getauft. Zwei Kinder wurden, wenn es nicht Zwillinge waren, nicht an einem Tag getauft, damit nicht eins davon sterbe. Manche Familien haben auch aus Furcht vor dem Verhexen die Neugeborenen nie über einen Kirchentag (Mittwoch, Freitag, Sonntag) ungetauft liegen lassen. Während des Kirchgangs wird geschossen. In früheren Zeiten gingen in verschiedenen Orten Nachbarsfrauen mit zur Kirche. Sie erhielten nachher einen Tauftrunk und Kuchen. Die Zahl der Taufpaten bewegt sich zwischen 2 und 6. An die Taufhandlung schließt sich ein Taufschmaus an, bei welchem Kaffee und Kuchen die Hauptrolle spielen. Der „Täufekaffee“ wird von einer besonders bestellten Köchin besonders gut bereitet. Boshafte Leute behaupten, dieser Kaffee schmecke deshalb so gut, weil die Köchin eine Bohne verbeiße, d. h. eine halbe Kaffeebohne mehr als sonst üblich verwende. Nach dem Kaffee wird für die Taufgäste ein Fäßchen Bier aufgelegt und Backsteinkäse dazu gegessen. Wohlhabendere Familien spenden Wein und Emmentalerkäse oder Wurst. Solche Familien gedenken bei diesem frohen Feste auch der Armen. In Benningen brachte früher der Pate den Wein, die Patin den dicken Kuchen zum Schmaus.

Der Täufling erhält seine Namen nach denjenigen seiner Eltern, Großeltern oder Taufpaten. Früher nahm der Vater den Kalender zur Hand und suchte einen schönen biblischen Namen. Jetzt sind moderne Namen Mode geworden. Von den Erwachsenen hört man noch häufig Doppelnamen gebrauchen, wie: Christinekätterle, Anne-meile (von Anna Maria), Mibäbe (Maria Barbara), Käbbä (Katharina Barbara), Lisakätterle, Evakätterle, Evabärbele, Hansjörg, Hansmarte, Jakobfrieder, Hansafriederle. Wenn in einer Familie die ersten Kinder starben, so nannte man das nächste Adam bzw. Eva und glaubte, diesem werde nun ein längeres Leben beschieden werden.

#### Liebes- und Eheleben.

Dem Eheleben gehen meist jahrelange „Verhältnisse“ voraus, die solange als möglich geheim gehalten werden. Sobald man „es merkt“, verkehrt der Liebhaber auch in der Familie, wenn er nicht schon vorher dort Zutritt hatte und endlich kommt zum „Verspruch“, dem bald die Hochzeit nachfolgt. Zur Verlobung kaufen Braut und Bräutigam einander die Eheringe. Zur Hochzeit bekommt die Braut vom Bräutigam Schuhe und er erhält dafür Socken, Hemd und Weste

(Poppenweiler). Über die Mitgift wird selten vor der Hochzeit gesprochen. (?)

Die Einladung zur Hochzeit besorgt das Brautpaar persönlich, früher wohl auch die Braut allein und zwar in allen Häusern, also auch bei Leuten, mit welchen man nicht „gut“ war. Die meisten Hochzeiten finden im Frühjahr statt und zwar an einem Donnerstag oder Freitag. In die Kirche geht man mittags 12 Uhr vom Hause der Braut aus. In einem Dorfe des Bezirks wohnt von jeder Familie ein Glied der Trauung bei. An derselben Ortschaft ist auch das Schießen, das sonst überall während des Kirchgangs vorkommt, verboten. Regen am Hochzeitstag bedeutet Glück und Reichtum. Wer von den Brautleuten rückwärts sieht, muß bald sterben. Nach anderer Ansicht gehts in diesem Fall mit dem Vermögen rückwärts. Steht am Hochzeitstag ein Grab offen, so muß bald eines der Neuvermählten sterben oder werden die ersten Kinder nicht alt. Unglück bedeutet auch das Zerschellen von Geschirr am Hochzeitstag.

Die Braut trug früher in Markgröningen und Poppenweiler am Hochzeitstag einen hohen, mit „Golddrahtzitterla“ behängten Kopfschmuck, der aus feinem hellbraunem Pelzwerk bestand. Diese Brautkrone gehörte der Haubennähre (-nähterin). Für Benützung derselben zahlte die Braut 3 Gulden. Die Nähterin war am Hochzeitstage zechfrei. Von den vier Gespielinnen der Braut gingen zwei voraus, eine zur Linken und eine zur Rechten. Hinter ihr ging der Bräutigam mit seinen vier Gesellen oder Brautführern. Ältere, mit dem Brautpaare verwandte Schulmädchen gingen von Haus zu Haus und sagten: Guta Tag, Bettelmädla kommat! Morom (warum) henter's Haus net zugmacht! Sie bekamen dann Geld, Butter, Eier, Schmalz, Erbsen, Linsen, Bohnen, Besen, Backkörbe, Feldgeschirre und erbettelten auf diese Weise 50-60 Gulden Geld und Geldeswert. (Poppenweiler).

Während der Einsegnung trachten beide Brautleute darnach, die Hand obenhin und damit das Regiment im Hause zu bekommen. Manchmal soll es bei dieser Gelegenheit ein förmliches Ringen abgeben. Vor dem Altar sollen die Brautleute so nahe zusammenstehen, daß man nicht hindurchsehen kann, wegen des bösen Blicks etwa anwesender Hexen.

Das Festessen findet im Hause der Braut, selten in einer Wirtschaft statt. Während desselben werden Geschenke, sogenannte Hochzeitsträuße an die Anwesenden verteilt. Dieselben müssen öffentlich

ausgepackt werden und erregen oft große Heiterkeit. Das Brautpaar erhält z. B. falsche Tausendmarkscheine, Breikacheln, Kindertrinkflaschen und allerlei Sachen, welche auf den zu erhoffenden Kindersegen anspielen. Die eigentlichen Geschenke erhält das Brautpaar vor oder meist nach der Hochzeit. Es sind in der Regel Haushaltungsgegenstände. Man nennt dies die Hausschenke. Während des Essens kommt der Mesner oder der Polizeidiener und stellt eine Opferbüchse für die Waisen auf. In einigen Orten ist es üblich, daß die vor dem Hochzeitshaus versammelte Dorfjugend Kuchen erhält. Nach dem Essen findet ein Umzug in die verschiedenen Wirtschaften des Dorfes statt. Nachts ist in einer derselben meist Tanz.

In Poppenweiler war es früher üblich, daß der erste Brautführer der Braut nachts 12 Uhr den Kranz abnahm. Bei dieser Gelegenheit beschenkten sie sich gegenseitig. Beim Zubettgehen in der Brautnacht soll der Bräutigam der Braut die Strümpfe ausziehen, damit sie keine Krampf- (Kinds-) Adern bekommt. Das Zimmer, das die Neuvermählten bewohnen, soll zuerst ein Kind betreten.

Am Tage nach der Hochzeit findet die Nachhochzeit statt. Mittags wird dann gewöhnlich ein Spaziergang nach einem Nachbarort ausgeführt.

Als Aussteuer erhält die Braut die nötigen Möbel, außerdem Grundstücke, aber selten bares Geld. Wiege, Kinderbadzuber, Bettflasche mit einer Vertiefung, in welcher Milch gewärmt werden kann, Kunkel, ferner Frucht, Kartoffeln u. s. w. fehlten früher bei keiner Aussteuer. Diejenigen Mädchen, welche keine oder nur eine geringe Aussteuer besitzen, nennt man „Stupfelmädla“. (Stupfel = Stoppel. Ein Stupfelacker ist ein leerer Acker, auf welchem nur noch die Stoppeln stehen). Heiratet die Braut in ein Nachbardorf, so wird strenge darauf gesehen, daß der Aussteuerwagen vor mittags 12 Uhr den heimatlichen „Zehnten“ hinter sich hat, sonst bekommt die junge Frau Heimweh, oder muß sie sich gar scheiden lassen. Früher hatte die letztere während dieses „Einritts“ eine Taube in der Hand. Der Einritt soll an keinem Mittwoch oder Samstag stattfinden. Während desselben wird geschossen. Beim Abladen der Aussteuer muß die junge Frau selbst helfen und wenigstens die Betten selbst ins Haus tragen.

#### Krankheit und Tod.

Die Krankheiten suchte man früher häufig durch Sympathiekuren zu heilen. In manchen Orten stehen die Kurpfuscher aber auch heute

noch in großem Ansehen. Die Hexenbanner beschwören die Krankheit meist an einem Freitag und lassen sich sehr gut bezahlen. Die Kranken oder deren Verwandte reisen oft viele Stunden weit zu einem solchen Mann, der „dafür tun“ kann. Er heilt gerne Blutverlust, offene Wunden, englische Krankheit, Schußblattern, Krämpfe, Fieber, Flechten, Brüche u. s. w. Man muß aber schon List anwenden, wenn man von den Leuten etwas erfahren will. Viele Leute suchen aber auch vernünftig gegen leichtere Krankheiten vorzugehen, indem sie im Laufe des Sommers allerlei Kräuter sammeln und trocknen und dieselbe im Notfalle als Tee verwenden. Die betreffenden Pflanzen werden später noch genannt werden.

Der Tod wird nach dem Volksglauben durch mancherlei Erscheinungen angekündigt. Man achtet auf den ersten Kuckucksruf im Jahr. So oft man diesen Ruf vernimmt, so viele Jahre darf man noch leben. Ein großer Maulwurfshaufen, das Gelbwerden eines Petersilienstengels, weiße Blätter an Kraut, Rüben oder Welschkorn, das Herabfallen eines Bildes von der Wand, das Krachen des Stubensbodens oder der Möbel, das Stehenbleiben der Uhr, das Zerspringen eines Lampenzylinders, das Herumlaufen eines schwarzen Käferchens mit 2 weißen Tupfen (*Attagenus pellio* L.), das Klopfen der Totenuhr (*Anobium pertinax* L.): alle diese Erscheinungen künden einen Todesfall an. Schreit ein Käuzchen (*Stris noctua*): „Komm mit, komm mit“ so ruft es einem Kranken und kündigt seinen Tod an. Die Angehörigen des Kranken hören auch ein mehrmaliges Klopfen und ein dreimaliges Drücken der Türklinke.

Wenn die Todesstunde nahe ist, so soll alles Klagen und Weinen aufhören, weil der Kranke sonst schwer stirbt und seine Seele sich nicht so leicht von seinen Angehörigen trennen kann.

Dem Toten werden die Augen zgedrückt, damit der Tod nicht so bald wieder in die Familie komme. Dann wird ein Fensterflügel geöffnet, damit die Seele hinaus kann. Später werden Fenster und Türen sorgfältig verschlossen, damit die Verwesung nicht so rasch vor sich gehe. Blumen und Bienenstöcke werden sofort „verstellt“, um ihr Absterben zu verhindern. Auch der Essigkrug bekommt einen andern Platz, die Stubenvögel bringt man in ein anderes Zimmer, der Wandschmuck wird anders gehängt; die Uhr läßt man stehen, damit die Seele nirgends hängen bleibe oder aus Liebe zu solchen Gegenständen gar wieder zurückkehre. Auch Spinnengewebe werden verbrannt, um die Wiederkehr des Toten zu verhindern.

Wenn sich bei einem Toten die zuge-drückten Augen wieder öffnen, so muß bald wieder ein Glied der Familie sterben. Die Leichen-wachen sind noch an einigen Orten üblich, meist läßt man aber nur bei Nacht ein Licht bei dem Toten brennen. Die Kästen und Schub-laden, sowie die Taschen des Verstorbenen werden eifrig nach Geld abgesucht, damit der Verstorbene Ruhe bekommt und nicht nachts mit Geld zu klappern braucht. Aus dem Leintuch, in welches der Tote gelegt wird, wird der Name herausgeschnitten. Außer dem Sterbe-gewand, dem Hochzeitshemd, wenn vorhanden, und einem Leintuch wird dem Verstorbenen hie und da noch ein Strauß oder eine Zitrone ins Grab mitgegeben. Früher gab man wohl auch ein Ei, ein Gebet-buch oder 3 Stücke Brot und etwas Salz mit. Früh verstorbenen Frauen gibt man den Brautkranz mit, kleinen Kindern flicht man wohl auch ein Kränzchen ins Haar. Den Toten soll man mit dem Kopfe voraus aus dem Hause bringen, um ein Wiederkommen des-selben zu verhindern.

Vor dem Trauerhaus singen Lehrer und Schüler, nachdem sie das Opfergeld in Empfang genommen haben, einen Trauerchoral, kurz ehe sich der Leichenzug in Bewegung setzt. Voraus geht der Polizei-diener, dann kommen Lehrer und Schüler, die sechs Träger mit dem Sarg und der Geistliche mit der „Klage“, d. h. mit den Verwandten. Nun folgen meist die Frauen und dann die Männer oder auch an anderen Orten zuerst dasjenige Geschlecht, dem der Verstorbene an-gehörte. In Schwieberdingen gehen bei Kindsleichen nur Männer, nicht auch Frauen und Kinder mit auf den Friedhof. An jedem Kreuzweg wird gesungen und der Sarg währenddem abgestellt. Die Verwandten, die „in der Klage“ gehen, sind kenntlich an den ent-falteten Taschentüchern. Sie werfen nach Schluß der gottesdienst-lichen Feier dreimal je eine Hand voll Erde ins Grab. Der Leichen-schmaus wird meist einfach gehalten. Doch gibt es auch Ausnahmen, bei welchen Bäcker, Metzger und Wirte gute Geschäfte machen. Die Trauerzeit dauert gewöhnlich ein Jahr. Die Frauen kleiden sich während derselben schwarz. Die Männer tragen einen breiten, schwarzen Florstreifen um den linken Arm, ebenso um ihren „Schlosser“ (Zylinderhut). Dieser Hut wird hie und da auch während der Trauer-zeit verkehrt gebürstet, man nennt das „geigelt“. Früher bekamen die Leichenträger schwarze Strümpfe, die während der Trauerzeit ab-getragen werden mußten. Damals gingen arme Weiber als Klage-weiber mit dem Leichenzug. Sie bekamen dafür im Trauerhaus den Leichtrunk und ein Leichenbrot.

### Feste und andere wichtige Tage.

An den drei Donnerstagabenden vor Weihnachten werden Erbsen oder Welschkorn von bösen Buben an die Fenster geworfen. Diese Unart, welche schon manchen Kranken nachteiligen Schrecken eingejagt hat, wird „Knöpfla“ genannt. In Stammheim behängen sich die Buben an diesen „Anklöpferlestagen“ mit Kuhschellen. In Beihingen gehen an diesen Abenden junge Leute verkleidet in die Häuser. Sie werden „Barmesel“ genannt und erhalten einen guten Trunk.

Besondere Beachtung finden die „Zwölfnächte“, auch die 12 Lostage genannt, in der Zeit vom Christfest bis zum „Oberst“ (Erscheinungsfest). Die Träume, welche man in diesen zwölf Nächten, hat, sollen bald in Erfüllung gehen. Besonders wichtig sind aber diese Tage (Nächte genannt), weil sie das Wetter für das kommende Jahr verkünden. Am heiligen Abend werden 12 Ringe mit der Kreide an die Stubentüre gemacht, und jeder Ring wird in 4 Teile geteilt. Sind die ersten 6 Stunden des nächsten Tages hell, so bedeutet das Trockenheit für die erste Hälfte des Januar. Wäre das Wetter trüb, so würde der erste Kreis schattiert und das würde Regen oder Schnee bedeuten. Ist einer der 12 Tage hell, so fällt auch den ganzen entsprechenden Monat kein Regen. Andere ersehen die trockenen und feuchten Monate des kommenden Jahres aus Zwiebschalen, welche sie an diesen Tagen mit Salz füllen.

Vor Weihnachten wird viel gebacken: Lebkuchen, Bretzeln, Hutzel-, Anis-, Pomeranzenbrot, Ausstecherle, Springerle u. s. w. An die Christbäume (meist Fichten, selten Weißtannen) kommen Wachslichter und allerlei Glasschmuck. Früher wurden Apfel, Nüsse und allerlei Zuckerbackwerk angehängt und die Kinder freuten sich allemal, wenn der Christbaum (etwa am Erscheinungsfest) abgeleert wurde. Der abgeleerte Christbaum wird von manchen Leuten in den Stall gestellt, damit das Vieh vor Hexen geschützt bleibe. Der Christbaum, auch Buchsbaum genannt, wird am hl. Abend gerichtet. Die Bescheerung findet noch an demselben Abend oder auch am Christfestmorgen statt.

Am hl. Abend wurde früher ein Lock (eine Handvoll) Heu vors Haus gelegt und am andern Morgen verfüttert. Auf der Fütterung sollte dann das ganze Jahr hindurch ein besonderer Segen ruhen. An diesem Abend kommt auch der Pelzmärte, manchmal mit einem schneeweißgekleideten Christkindchen in die Häuser. Der Pelzmärte schilt oder züchtigt gar die unartigen Kinder und belohnt die braven.

Am Stephanstag werden die Pferde bis zur Markungsgrenze oder auch noch weiter geritten (Steffesreiter). In Beihingen werden

an diesem Tage große Bretzeln im Wert bis zu 1 M 50 d. mit einem Einsatz von 20-30 d. herausgewürfelt. Die Knechte wechseln an diesem Tage ihre Stellen und werden z. B. in Thamm mit Peitschengeknall der Zurückbleibenden fortbegleitet.

Der dritte Tag nach dem Christfest, der „unschuldige Kindlestag“ genannt, ist der Pfeffertag. Da ziehen Kinder mit Pfefferruten (Tannenzweigen) von Haus zu Haus und sagen: „Schmeckt der Pfeffer gut?“ oder: „Pfeffer, Nuß und Kuchla raus oder i laß den Marder ins Hühnerhaus!“ Sie bekommen dann Backwerk, Nüsse, Apfel, wohl auch Geld.

Die Nacht vom 28. auf den 29. Dezember wurde früher in Benningen durchgesponnen.

Von Weihnachten bis Neujahr soll man keine Hülsenfrüchte kochen, sonst wird man arm.

In der Sylvesternacht gießen gewöhnlich während des Zwölfschlags die ledigen Mädchen Blei ins Wasser, um aus den zufällig entstehenden Figuren ihren zukünftigen Bräutigam bzw. dessen Beschäftigung herauszudeuten. Klopf man in dieser Nacht dreimal an die Hühnerstalltüre und antwortet dann der Hahn, so verlobt man sich bald, antwortet aber eine Henne, so bleibt man ledig. Das Neujahr wird nachts 12 Uhr angeschossen und „prosit Neujahr“ gerufen oder gebrüllt. Ältere Leute haben manchmal noch den Brauch, in der Neujahrsnacht ihr Gesangbuch aufzuschlagen. Sie halten das zufällig vor ihnen liegende Lied für bedeutungsvoll für das kommende Jahr. Schlagen sie z. B. ein Sterblied auf, so soll das einen Todesfall bedeuten. In Benningen singt der Nachtwächter den Bürgern das Neujahr mit folgendem Lied an:

„Wachet auf ihr lieben Chridten, denn das neue Jahr fängt an,  
Denkt zugleich an eure Pflichten und auch an die Ewigkeit.  
Denkt, was Gott an Euch getan, da ein neues Jahr fängt an.  
X Y wolle Gott segnen samt seim Weib und Kind daneben.  
Gott segne sie in ihrem Haus und was geht mit ein und aus.  
Gott lohne sie auch mit der Zeit mit himmlischer Freud und Seligkeit.  
Großer Gott nach Deinem Willen wollst Du unsern Wunsch erfüllen  
Und in Gnaden machen wahr, was ich wünsch zum neuen Jahr!“

In Poppenweiler wird gesungen:

Gott woll uns gnädig sein,  
Er woll uns behüten vor Krieg und Blutvergießen,  
Vor Pestilenz und teurer Zeit,  
Vor Seuchen und vor großem Leid.

Er woll uns auch geben Wein und Korn  
Und uns behüten unsern Zorn.  
Ich wünsch Euch allen auch viel War,  
Ich wünsch Euch allen ein guts neus Jahr.

In Beihingen wird gesungen:

Nun wohlan an diesem Morgen, da das neue Jahr tritt ein,  
Lasset uns am ersten sorgen, wie wir Gott recht dankbar sein.  
Heute allen Christenmenschen Glück zum neuen Jahre wünschen.  
Eines wollen wir noch gedenken, dem X Y zum neuen Jahre wünschen,  
Gott woll ihn im neuen Jahr auch gesund und wohl bewahren.  
Großer Gott nach deinem Willen wollst Du unsern Wunsch erfüllen.  
Mach an diesem Hause wahr, was wir wünschen zum neuen Jahr.

Lichtmeß ist der Wandertag der Mägde. Jetzt hört man häufig  
den Spruch sagen: Lichtmeß, bei Tag eß!

Die Fastnacht (Fasnet) wird gegenwärtig ruhiger gefeiert als  
früher. Doch werden an diesem Tage fast in jedem Hause die fetten  
Fasnetküchla gebacken. Abends maskieren sich noch hie und da einige  
junge Leute. Im Beihinger Vogtbuch ist vom Jahr 1682 zu lesen:  
„Die unnötige Kosten mit dem Fastnachtsküchle haben und darüber  
angerichter Völlerei und Unwesen will man abgetan haben; desgleichen,  
daß niemand mit verdecktem Angesicht oder in Butzen Kleidern gehen  
soll, alles bei Strafe des Turms oder Narrenhäußlens.“ An der  
Fastnacht soll man den Salat säen, damit er später nicht schießt.

Eine große Rolle spielt die Karwoche. Schon einige Wochen  
vor dem Palmsonntag werden Zweige der Sahlweide ins Wasser ge-  
stellt, damit sie bald ausschlagen. Sie werden Palmkätzchen genannt  
und sollen an die Palmzweige beim Einzug in Jerusalem erinnern.

Wer am Palmsonntag zuletzt aufsteht wird „Palmesel“ genannt.

In der Karwoche soll man auch keine Sämereien in die Erde  
bringen und überhaupt nicht in der Erde arbeiten, weil nichts gerät.  
In vielen Häusern werden keine Hülsenfrüchte gegessen. Viele am  
Neckar wohnende Mädchen und Frauen waschen sich in dieser Woche,  
namentlich am Karfreitag mit Neckarwasser, damit sie gesund und  
schön bleiben oder werden. Das Karfreitagwasser ist überhaupt gut  
gegen allerlei Krankheiten bei Menschen und Vieh, so gegen Sommer-  
sprossen, Leberflecken, Ausschläge aller Art, Warzen u. s. w. Doch  
muß es unbeschrieben geholt werden d. h. ohne daß die Wasserholenden  
von irgend jemand angeredet werden, weil es sonst keinen Wert hat.  
Viele bewahren solches Wasser das ganze Jahr hindurch auf und  
behaupten davon, daß es nicht stinkend werde. In Neckarweiingen



ist auch das Niederbrünnele berühmt. Wer sich dort am Karfreitagmorgen gegen Sonnenaufgang wascht, verliert Gliederweh und sonstige Gebrechen. Dieses Wasser soll bis jetzt eigentlich noch niemand geholfen haben, steht aber trotzdem in hohem Ansehen. In Beihingen liefert der „Gänsebrunnen“ solches Wasser. Am Gründonnerstag und Karfreitag wird kein Fleisch gegessen. Am ersteren Tag gibts gefüllte Nudeln, Maultaschen oder Mauschellen genannt. Die Beihinger Mädchen bekommen in der Nacht vom Gründonnerstag auf den Karfreitag von ihren Burschen Bretzeln geschenkt. Will man ein Mädchen, das keine „Bekanntschaft“ hat, ärgern, so malt man mit Kohle eine Bretzel an ihr Haus. Wer am Karfreitag morgen nüchtern eine Laugenbretzel ißt, bleibt vor Fieber bewahrt. Häufig bekommt der Mann ein gesottenes Gänseei geschenkt, damit er Glück habe und insbesondere, daß er keinen Leibschaden bekomme.

Von alten Leuten kann man noch den Rat hören, man soll am Karfreitag nicht trinken, weil man sonst das ganze Jahr Durst habe. Auch soll man an diesem Tage die Stube nicht kehren, damit man das Jahr hindurch von Flöhen und Wanzen verschont bleibe. Etwas Gefundenes soll man nicht anrühren, weil ein solcher Gegenstand von Kranken absichtlich weggeworfen worden sein könne, damit derjenige, der ihn aufhebe, die Krankheit erbe.

Am Osterfest bekommen die Kinder Ostereier, welche mit Zwiebelschalen oder gekauften Farben gefärbt sind. Diese Eier legt der Osterhase. Die Hasennester oder -Häuschen machen die Kinder selten selber. Auf den Wiesen werden die Ostereier über die Bäume geworfen und ohne Salz gegessen. Die Gänseeier pflegt man nicht zu färben. Das „Eierlesen“ ist in Abgang gekommen. Es ging dabei folgendermaßen zu: 18-20jährige Bursche bettelten Eier zusammen und legten dieselben auf einer Wiese in eine Reihe. Während nun die Musik spielte, liefen die Bursche auf ein gegebenes Zeichen auf die Eier zu und suchten möglichst viele zu erhaschen. Die Eier wurden nun im Wirtshaus bei lustiger Unterhaltung gemeinschaftlich verzehrt.

Am 1. Mai wascht man sich gern in aller Frühe mit Maientau, um ein schönes Gesicht zu erhalten. In einigen Orten stecken ledige Burschen ihrer Liebsten während der Nacht eine Birke, Maien genannt, vors Haus. In Benningen erhielten früher auch der Pfarrer, Schultheiß und die Wirte ihre Maien.

Am Himmelfahrtsmorgen werden schon vor Sonnenaufgang die Himmelfahrtsblümlein (*Gnaphalium divicum* L.) gesammelt, zu

Kränzchen gebunden und in Stuben und Ställen aufgehängt, weil sie vor Blitzschlag schützen sollen.

Am Johannistage (24. Juni) soll niemand im Neckar baden, weil dieser nach einer alten Sage an diesem Tage ein Opfer fordere, auch soll man nicht nähen, weil sonst der Blitz ins Haus schlägt. Namentlich sollen Schwangere an diesem Tag keine Nadel in die Hand nehmen, weil sie sonst nicht gebären können. Viele Leute sammeln an diesem Tag das Johanniskraut (*Hypericum perforatum*) und hängen es in den Stall zum Schutz gegen Hexen. In Schwieberdingen wird aus demselben Kraut das wirklich heilsame Johannisöl gemacht und bei Verwundungen verwendet. Mit Schafgarbe vermischt gibt es den Johannistee, welcher gut gegen Krämpfe ist (die von Hexen herkommen sollen). Feldkamillen, welche an diesem Tage gepflückt und am Dachsparren aufgehängt werden, sollen ein Mittel gegen den Hagelschlag sein.

An Johannis Enthauptung, 29. August, soll kein Weinberg verhauen werden, sonst bekommt der Wein einen üblen Geschmack.

Die Kirchweihen (Kirwen) werden hie und da schon im September, die meisten am kirchlichen Kirchweihfest, der sogenannten Landes- oder Saukirwe, in einigen Dörfern erst im November gefeiert, „wenn der Wein bitzelt“. In Schwieberdingen findet die Kirwe immer am ersten Sonntag nach Martini statt. Eine solche Kirwe ist immer noch ein „rechter Wandel nach väterlicher Weise“. Verwandte und Bekannte kommen auf Besuch und werden mit Wein und Kuchen reichlich bewirtet. Meist müssen auch einige Böcke ihr Leben lassen: „Wenn Kirwe, wenn Kirwe ist, no sticht mei Vater en Bock!“ Auch die Städter gehen gern auf die Kirwe. Der Kirwe-montag ist der Haupttag für die ledige Jugend. In Neckarweihingen spielen die Platzbuben, meist Rekruten, eine Hauptrolle. Diese „halten die Kirwe“, und sorgen auch für Musik. Sie haben das Recht zu bestimmen, wer von anwesenden Fremden am Tanz teilnehmen darf. Sie holen die Tänzerinnen, die sogenannten Platzmädle ab und sorgen für deren Erfrischung. Wenn diese Mädchen abgeholt werden, schenken die jungen Bursche den Verwandten aus einem mitgebrachten großen Krüge Wein ein. Einen solchen Umzug nennt man eine „Gassade“. Die Zeche wird am folgenden Sonntag bezahlt. Jeder Platzbube erhält dann vom Wirt ein Viertel Kuchen, von seinem Platzmädle eine Weste.

Das „Kirwevergraben“ ist noch hie und da üblich. Mit Musik zieht man zum Dorf hinaus. Einer trägt eine Flasche Wein und

Kuchen, ein anderer eine Schaufel, ein dritter hat einen „Butten“ umgekehrt auf dem Rücken und ißt von einem „mächtigen“ Stück Zwiebelkuchen. Dieser wird die Kirwe-Sau genannt. In Thamm reitet diese wichtige Person rücklings auf einem alten, am Schwanz aufgeäumten Gaul. An einem bestimmten Platz wird ein Loch gegraben, der Wein hineingeschüttet und Kuchen hineingelegt. Die Musik spielt traurige Weisen und alle Umstehenden jammern und wehklagen bis sie wieder im Wirtshaus sind. Dort leitet ein lustiger Walzer die Fröhlichkeit wieder ein. Das Ganze ist ein Überbleibsel eines heidnischen Opferfestes.

Martini ist wie Lichtmeß ein Wandertag der Mägde und ein Hauptzinszahltag.

In der Andreasnacht (30. Nov.) machen junge Mädchen drei Knixe vor ihrer Bettlade, stoßen mit der Fußspitze dreimal an dieselbe und rufen: Mees, Mees, hl. Andrees, gib, daß ich in dieser Nacht, den doch seh, mit dem ich einst vorm Altar steh! (Heutingsheim).

An schönen Sonntagnachmittagen versammelt sich die ledige Jugend auf einer bestimmten Straße vor dem Ort und widmet sich hauptsächlich dem Tanzvergnügen. Die nötige Musik wird mit einer Mundharmonika (-harfe) gemacht. Diese Zusammenkünfte heißt man in Schwieberdingen den „Füllesmärkt“. 1747 wurde in Beihingen von der Kanzel verkündigt: „Da nun etlichemal das sonst alle Jahr an Sonn- und feyer Tagen des Abends von den ledigen Leuten vollbrachte Singen unterblieben, so werden die Eltern ernstlich erinnert, ihre erwachsene und mittlere Jugend dahin anzuhalten, sich an Sonn- und feyer Tagen des Abends in den Steingräben bei dem Gesang einzufinden und künftig sich alles wilden und ärgerlichen Geschreis und Mutwillens zu enthalten. 1762 wird allen ledigen Personen ihr sündiges Wesen untersagt, „das Miteinanderumlaufen des Nachts, wobei sie allen Mutwillen und Schande treiben.“ In Beihingen scheint auch der weiße Sonntag ein Festtag gewesen zu sein. In einer Pfarrpfleregerechnung von dort vom Jahr 1632/33 heißt es: „Den Weibern am weißen Sonntag für eine Zeche bezahlt, 30 Kreuzer. Wein, den Weibern auf dem Rathaus zu verzehren gegeben, 4 Jmi. Ferner: Dem Schulmeister wegen der Kaplaneipfründ für die Mahlzeiten nach altem Brauch 56 Kreuzer.“

Zu besonderen Festlichkeiten darf man vielleicht noch die Jahrmärkte zählen. So namentlich den berühmten Markgröninger Schäferlauf am Bartholomäusfeiertag, auch kurzweg Bartloma genannt.

Ferner für einige Orte der Münchinger Markt am 21. September, in Schwieberdingen „aunser Märkt“, d. h. unser Markt, genannt.

Zu den Kinderbelustigungen gehörte der Beihinger Fechttag, ein Überbleibsel der ehemaligen Waffenschau über die wehrpflichtige Mannschaft. Er war bis 1811 ein Festtag für die Schüler und wurde am Pfeffertag oder an Georgii gefeiert. Die Knaben teilten sich in die gemmingsche und schertlinsche (württembergische) Rotte, spielten Soldätles und fochten gegeneinander mit hölzernen Säbeln. Die besten Schüler waren die Anführer. Die einen zogen vor das gemmingsche Schloß, die schertlinsche Abteilung nach Geisingen und bekamen dann Wein und Wecken, welche aus öffentlichen Kassen bezahlt wurden. Ein Überrest von diesem Fechttag ist heute noch zu finden. Jedes Frühjahr pflegt sich an Sonntagen die Beihinger und Geisinger Schuljugend durchzuprügeln bis die Polizei einschreitet, weil bei dieser Gelegenheit auch Felder und Bäume beschädigt werden.

Als ein Unglückstag wird allgemein der Freitag angesehen. Diejenigen, welche eine feinere Abstufung machen, fürchten auch den Mittwoch, weniger den Montag. Am Freitag soll man keine Hochzeit und keine Taufe halten, keine Reise antreten, kein Vieh kaufen, nicht umziehen und keine Wöchnerin besuchen. Freitagskinder sollen bald sterben müssen. Tatsache ist, daß an einem Freitag selten ein Stall gemistet wird. 5

Die unglücklichsten Tage im Jahr sind der 1. April, der 1. August und der 1. September, auch der 28. Dezember. Wer an einem dieser Tage geboren ist, soll sein Leben nicht hoch bringen. Wer an einem dieser Tage Hochzeit macht, der darf auf keine Treue rechnen. Wer an einem dieser Tage krank wird, der wird nie mehr ganz gesund. Wenn am 28. Dezember helles Wetter ist, so haben die Wöchnerinnen im nächsten Jahr „gute Zeit“. Trübes Wetter aber deutet auf schwere Geburten. An einem 1. April soll nämlich der Satan aus dem Himmel verstoßen worden sein, der 1. August gilt als Geburtstag des Judas Ischarioth und der 28. Dezember ist der „unschuldige Kindlestag“. In einigen Orten werden 42 Unglückstage gezählt. Der erste Tag nach dem Vollmond gilt als ein böser Tag, ebenso der 4., 9. und 11. Tag nach dem Neumond.

Als Glückstage gelten der Sonntag (in zweiter Linie der Dienstag und Donnerstag), die Vollmondtage und der erste Tag nach dem Neumond. Fällt ein böser Tag auf einen Sonntag oder scheint der Mond voll an einem solchen, so wird das Unglück dadurch aufgehoben. Fallen zwei gute Tage zusammen, scheint also z. B. der

Vollmond an einem Sonntag, so ist das ein besonderer Glückstag und ein an einem solchen Tage geborenes Kind ein ganz besonderes „Glückskind“.

#### Von Gespenstern und umgehenden Toten.

Der Glaube an solche ist im ganzen Bezirk ganz allgemein verbreitet. Über manche umgehenden Geister wird aber oft plötzlich nicht mehr gesprochen, wenn die Hinterbliebenen mit gerichtlicher Klage drohen.

Die Sage vom wilden Heer (Wodans Heer) ist noch allgemein verbreitet. An gewissen hohen Festtagen, so namentlich am Karfreitag, saust es durch die Luft. Dann hört man Wagenrollen und Kettengerassel. Die Menschen, die sich unglücklicherweise gerade an einem Kreuzweg befinden, werden in die Luft mitgenommen. Gegen diese Gefahr kann man sich aber schützen, wenn man sich schnell auf den Boden wirft und an irgend etwas festhält und wenn es nur ein Grashalm ist. Das unerwartete Erscheinen des „Murdesheers“ soll Krieg bedeuten. Bösen, lärmenden Kindern wird fast überall noch zugerufen: Ihr tut ja wie's Murdesheer.

Der Awamärggeist (von Kye Maria) treibt die säumigen Kinder nach dem Läuten der Abendglocke nach Hause.

Wir lassen nun die verschiedenen Ortsgeister, soweit sie bekannt geworden sind, aufmarschieren.

Geht man von Ludwigsburg nach Benningen, so kann es sein, daß man einer Sugge (weibliches Schwein) mit 7 Jungen begegnet. Dieselbe Erscheinung hat man auch schon bei Poppenweiler wahrgenommen. Dort habe nämlich einst eine Frau ihre Leibesfrucht siebenmal künstlich entfernt und habe dafür zur Strafe als Geist in Gestalt eines Schweins mit 7 Jungen „laufen“ müssen. Sie sei häufig in das Haus ihres Mannes und auf die Bühne gegangen. Ihr Mann habe dann nur gesagt: Jetzt kommt sie wieder. Als man dann den im Hause befindlichen Backofen eingerissen habe, sei ein großer eingemauerter Hafen mit vielen Kindergebeinen gefunden worden, welchen man auf dem Friedhof beigesetzt habe. Von dort an sei dann der Geist nicht wiedergekommen.

In Poppenweiler wurde vor etwa 40 Jahren beim Abbruch eines Hauses ein menschliches Skelett gefunden. Der Sage nach soll dort während der Befreiungskriege ein russischer Offizier von einem Bürger ermordet und unter dessen Haus begraben worden sein. Das

Pferd dieses Offiziers habe man früher öfters sich auf der Dungstätte vor diesem Hause wälzen sehen.

Vor 50 und mehr Jahren wurde dort auch ein guter Geist gesehen, der Veltle genannt. Dieser Geist war gewöhnlich unsichtbar, nur selten sah man ihn als Schafhammel. Er leistete den Leuten allerlei kleine Dienste, weckte z. B. den Hausherrn zu einer bestimmten, gewünschten Stunde, wenn er dazu beauftragt wurde, machte Feuer in den Ofen, wiegte kleine Kinder u. s. w. Man durfte ihn aber nicht mit „Du“, sondern nur mit „Man“ anreden. Wenn man ihn erzürnt hatte, so band er das Vieh im Stall los, warf die Wiege um und machte großen Lärm. Oft legte er sich unsichtbar auf die Treppe, so daß die Leute über ihn stolpten. Waren die jungen Leute beim Tanzen in den Spinnstuben zu ausgelassen, so wurden sie alle vom Veltle plötzlich auf den Boden geworfen. Beim Heimweg von einem solchen „Karz“ fielen manche die Treppe hinunter, weil der Veltle Erbsen gestreut hatte. Wenn dann die Gesellschaft durcheinanderpurzelte, dann lachte er laut unter der Stiege. Häufig geschah es auch, daß er kleine Geldstückchen auf den Tisch legte, weshalb die Leute annahmen, er habe bei Leibesleben sein Gewissen mit unrecht erworbenem Geld belastet und erst Ruhe gefunden, nachdem er alles in der ihm zugewiesenen Zeit wieder hergegeben gehabt habe. Dieser Geist ist auch in Aldingen als „Veltle“ bekannt. Er arbeitet dort in den Weinbergen, erscheint am hellen Tag und fühlt sich eiskalt an.

Ein anderer Poppenweiler Geist, an den auch in Benningen geglaubt wird, ist das Burgfräule, welches in der Burghälde und in der „alten Burg“ bei Benningen gesehen wird. Es wird erzählt, eine Frau habe einst an einem Buß- und Betttag Gras geholt, da sei ihr auf einmal das Burgfräulein erschienen, weißgekleidet in Begleitung eines schwarzen Spitzerhundes. Der Hund habe sich auf das abgemähte Gras gelegt, und die Frau sei darüber in so große Angst geraten, daß sie niemals wieder an einem solchen Tage auf dem Feld gearbeitet habe. Ein andere Frau blieb einst in einer Höhle der Burghalde übernacht, weil sie mit ihren Hausgenossen Streit bekommen hatte. Auch dieser Frau erschien das Burgfräulein mit ihrem Hunde, worauf sie totenbleich ins erste Haus des Dorfes sprang und den Vorfall erzählte.

Den auf der Flur „Alte“ umgehenden Geist heißt man den Altengeist. Derselbe wurde vom Bittenfelder Schloß her in die Hütte des Weinbergsschützen verbannt. Er war ein böser Geist, be-

unruhigte den Weinberghüter durch „Kittern“ (Lachen) bis nachts 1 Uhr und löschte dessen Feuer, wenn er sich ins Bett legte, plötzlich so vollständig aus, daß auch nicht eine Spur von Glut mehr zu sehen war. Auch kehrte er die Bettdecke des Wengertschützen um, oder warf sie auf den Boden, stellte die Stiefel an einen andern Platz, trieb überhaupt allerlei Schabernack. Als einer darüber einst in großen Zorn geriet und einen Fluch ausstieß, wurde er an der Wange von einem kalten Finger berührt. Er verspürte sofort Schmerzen und soll die erhaltene Wunde sein Leben lang nicht mehr verloren haben. Ein anderer, dem diese Geschichte nicht recht glaubhaft vorkam, übernachtete, um die Wahrheit zu erproben, auch in dem Schützenhäuslein und erlebte dasselbe. Auf dem Heimweg wurde er sogar von dem Altengeist an den Rand eines Steinbruchs geführt und wurde nur durch das Hinzukommen des Weinberghüters vom sichern Tode bewahrt.

In Thamm spukt hauptsächlich ein früherer betrügerischer Feldrichter in Gestalt eines Bockes. Man nennt ihn den Bäumlesgeist.

Auf Schwieberdinger Markung muß ein Geist während des Gottesdienstes am Himmelfahrtsfest Steine schlagen. Ein anderer muß am Pfingstfest vormittags mähen. Im Hemminger Weg werden sonntags Acker vermessen und Leute gewürgt. In der „Au“ tragen die Geister gebundenes Getreide fort und versetzen Marksteine. Hinter dem Schwieberdinger Steinbruch ist öfters ein Reiter ohne Kopf zu sehen. In der Stumpenmühle soll einst sonntags gemahlen worden sein, obgleich noch nicht viel Frucht dagewesen sei. Da sei plötzlich ein feuriger Drachen herabgefahren und die Mühle sei bis auf den Stumpen abgebrannt (daher der Name). Am Markgröninger Weg soll ein Geist sein blutiges Messer waschen, auch soll dort aus einer Dohle eine feurige Garbe herausfahren, weil dort vor etwa 100 Jahren ein Ermordeter verborgen worden sein soll. Das soll entschieden wahr sein. Im „Käppele“ bei der Nippenburg sah einst ein Knabe ein Kästchen mit gelbem Laub (Gold). Er hat dasselbe verunreinigt und leidet seither an bösen Augen.

Auf Aldinger Markung wurden einst vier grüne Männer gesehen, welche sich in einer Ackerfurche unausgesetzt mit Graben beschäftigten, ohne daß man später eine Spur davon bemerkt hätte. Ein Knabe, der das Mittagessen auf den Viesenhäuser Hof tragen sollte, habe dasselbe gesehen und sei darüber so in Angst und Schrecken geraten, daß er diesen Weg niemals mehr allein gemacht habe.

Von den Heldenweinbergen bei Benningen steigt der „Helden-

geist“ in Gestalt eines Flämmchens in den Neckar und schwimmt talabwärts bis zur Beihinger Grenze.

Von der Benninger Bürg geht ein unstätes Licht auf den Kirchhof. Auf der Benninger Kelter zählt der „Kastenknecht“, kommt jedoch nur bis 99.

Bei Aldingen hat ein Öffinger Bürger, der Kohlenbrenner genannt, 400 Jahre lang „gehen“ müssen bis er endlich erlöst wurde. Dort hat man auch Männer mit brennenden Fackeln aufeinander losschlagen sehen, bis sie plötzlich verschwanden.

Bedeutend spukt es auch bei der „Madel Grab“ in Benningen und am Hummelberg auf Markgröninger Markung. Dort gibts auch einen Katzensteig-, Sperrbäuch-, Nußbäumles-, Kreuzweg- und Brücklesgeist und im Spitalhof geht ein großer Hund.

Daß die Geister den Pferden Zöpfe an Schwanz und Mähne flechten, daran wird fast überall steif und fest geglaubt.

Zur Zeit des neuen Weins spuken die Geister am häufigsten. Mancher Feldgeist ist wohl von irgend einem Schlauberger erfunden worden, um sein Eigentum zu sichern, denn „Furcht muß den Wald hüten“.

(Schluß folgt im nächsten Heft.)



Die Erbauung der Schloßkapelle in  
Ludwigsburg und ihre Benützung.

Von Friedrich Kübler, Ingenieur.

Wo bisher die Erle gesproßt im Ried,  
Ein Schloß mit Zinnen soll ragen  
Und eine Stadt, die ums Schloß sich zieht,  
Bis zu den spätesten Tagen.

Paul Lang.

Im Jahr 1676 wird unter den Gebäuden des Erlachhofs (an Stelle der jetzigen Schloßanlage) mit seinen 34 Einwohnern auch eine Altarkapelle oder ein Kirchlein erwähnt, das bei der teilweisen Zerstörung des Erlachhofs am 13. Juli 1693 durch die Franzosen verschont blieb. Von den damaligen Bewohnern ahnte wohl niemand, daß 23 Jahre später an Stelle dieses unscheinbaren Kirchleins eine herrliche Schloßkapelle entstehen würde.

Der erste Baumeister des Schlosses, der Hauptmann und spätere Oberstleutnant Johann Friedrich Nette, der Erbauer des Fürstenbaues und der beiden Pavillons, der auch den jetzigen Ordens- und Riesenbau aufführte, hatte in seinem ursprünglichen Bauplan den östlichen Pavillon zu einer Hauskapelle ausersehen. Da aber der Herzog diesen Raum für private Zwecke zu benützen wünschte, so wurde der erste Stock des inneren rechten Flügelbaues (des Riesenbaues) für kirchliche Zwecke bestimmt und würde vielleicht auch dauernd für solche benützt worden sein, wenn nicht der auf einer Reise begriffene Oberstleutnant Nette am 9. Dezember 1714 in Nancy plötzlich gestorben wäre.

Durch den unerwarteten Tod Nette's fiel es dem Herzog anfangs nicht leicht, einen Nachfolger für denselben zu finden, denn er befahl laut Dekret vom 10. Januar 1716, datiert Göppingen, daß

- „1. der Hauptmann Reichmann, Stouccador Frisoni und Architect Sängler die Riß machen und ad statum videndi der Deputation vorlegen von dar aber an Seine Hochfürstliche Durchlaucht zur approbation gebracht, der Erste, Reichmann, aber die Riß zur Execution bringen solle;
2. diejenige, so eine Arbeith angefangen, sollen die vollführen;
3. die Moderation der Zettel von der fürstl. Bau-Deputation geschehen.“

In einem Bericht genannter Baudeputation an den Herzog vom 10. Juni 1716 heißt es: „darauf man im Januar 1715 beschäftigt gewesen, vor den Hauptmann Reichmann Stadt und anderes zu reglieren, ehe man aber damit zu ende kommen, hat sich die Sach in limine gestreckt und wurde der Deputation von dero Oberhofmarschall als Praeside per schedulam beditten, daß des Reichmanns Sache beruhen, hingegen Frisoni die Risse machen, der Baumeister Widmann das Mauerwerck dirigieren solle.

Endlich aber hat

Ew. Hochfürstl. Durchlt. gefallen, den bißherigen Stouccador Frisoni pro Architecto zu declariren, und diesen in solcher Qualität in bestellung an- und aufzunehmen; ob dieser nun solch importantem Bauwesen gewachsen seye oder nicht, wird und muß die Zeith lehren.“

Hiemit war die Frage wegen Nette's Nachfolger gelöst; inwieweit sich Frisoni dem Bauwesen gewachsen zeigte, dafür spricht am besten nicht allein die Schloßanlage, sondern auch die schön und regelmäßig angelegte Stadt Ludwigsburg.

Um dem Herzog einen Beweis seiner Kenntnisse in der Baukunst liefern zu können, überredete ihn Frisoni, die Schloßanlage gegen Süden auszudehnen, den inneren rechten Flügelbau (Riesenbau) für Wohnungszwecke einzurichten und dafür im Anschluß an genanntes Gebäude eine besondere Schloßkapelle zu erbauen, bei welcher Frisoni seine Erfahrungen bei der etwas früher angefangenen Martinskirche in Weingarten, für welche er gleichfalls die Pläne ausarbeitete, aufs beste verwerten zu können hoffte.

Der Herzog ging um so bereitwilliger auf Frisoni's Plan ein, als das Bedürfnis für ein Gotteshaus bei der zunehmenden Bevölkerung sich immer fühlbarer machte.

Bevor wir zur eigentlichen Erbauung der Kapelle übergehen, ist es gewiß von einigem Interesse, zu wissen, in welcher Weise für die geistlichen Bedürfnisse der bisherigen Bewohner und Bauleute früher gesorgt war.

Schon bei dem Aufruf zur Ansiedlung in Ludwigsburg, den der Herzog Eberhard Ludwig am 10. Januar 1710 ergehen ließ, erschienen Bekanntmachungen, „daß den fremden Religionsverwandten, welche sich hier etabliren würden, das freye exercitium religionis und das Recht, Kirchen erbauen zu dürfen, gestattet seyn solle.“ Das Konsistorium und die herzogliche Regierung erhoben jedoch am 29. April 1710 Gegenvorstellungen, durch welche der Herzog bewogen wurde, am 10. Mai 1710 bekannt zu geben, „die Sache dermalen in suspenso zu lassen“.

Am 18. September 1712 folgte wieder ein Reskript mit der Bestimmung, „den Reformierten solle das freye exercitium religionis und die Erbauung einer Kirche in Ludwigsburg, wie ja schon zu Cannstatt und Wurmberg geschehen sey, erlaubt seyn; die Catholische aber unter der Generalclausel, daß ihnen in Religions-Sachen kein Gewissenszwang geschehen werde, nach Ludwigsburg inventirt und solches in die Zeitungen gesetzt werden.“

Die Reformierten (der damalige reformierte Hofprediger hieß Lupichio), zu denen auch die damalige Erbprinzessin Henriette Marie geb. Prinzessin von Brandenburg-Schwedt zählte (+ 1782), begannen jedoch erst 1721 mit dem Bau einer Kirche (jetzige alte Garnisonkirche), zu welcher der württembergische und zugleich auch schwäbische Kreisbaumeister Johann Leonhard Frey (+ 7. Mai 1735 in Ludwigsburg, 37 Jahre alt) den Plan lieferte\*); dieselbe wurde 1738, jedoch nur äußerlich, vollendet und von den Reformierten niemals in Benützung genommen.

Die Katholiken, von denen nahezu 600 hier wohnten (einschließlich der vielen, beim Schloßbau beschäftigten Künstler und Arbeiter) und um die sich insbesondere Frisoni aufs eifrigste annahm, erbauten in dessen Garten in der Schorndorferstraße eine Kirche, das „Frisoni'sche Gartenhaus“. Am 18. September 1724 wurde der Grundstein gelegt in Anwesenheit der katholischen Geistlichen von Ludwigsburg und der Kapuziner von Weil der Stadt; die drei Hammerschläge vollzogen Frau Oberstleutnant und Oberbaudirektor Anna Katharina Frisoni, Frau Oberlandbaumeister Anna Barbara Retti und die Frau des Marmorsteinmetzenmeisters Johann Mattheo aus München. Die Einweihung geschah 1725 durch den italienischen Priester Joh. Jac. Cioja de Malesco, Probst zu Fino bei Como.

\*) Er befindet sich im Besitz des Historischen Vereins als ein Geschenk des + Geh. Kommerzienrats Hermann Franck. (D. Schriftl.)

Diese Kirche blieb bis 11. Januar 1770 in Benützung, bis sie im Jahr 1800 wegen Baufälligkeit abgetragen wurde. \*)

In den am 18. Februar 1715 wiederholt in deutscher und französischer Sprache gedruckten Privilegien wird nochmals versichert, „es solle Niemanden, der Religion wegen, einige Hindernisse gemacht, sondern jedermann, wer sich zu einer von denen im Heil. Röm. Reich recipirten Religionen bekennet, ohne Unterschied derselben, aufgenommen und tolerirt – auch zu deren Exercitio eine bequeme Gelegenheit angewiesen werden.“

Die Bewohner des Erlach- und Fuchshofes waren nach Oßweil eingepfarrt, wo auch die Beerdigungen stattfanden, bis im Jahre 1719 Ludwigsburg seine einige Begräbnisstätte am jetzigen Arsenalplatz erhielt, die Katholiken dagegen wurden entweder nach Öffingen oder Hofen a. N. bei Cannstatt überführt (teilweise noch bis 1806).

Da der Mehrzahl der Bewohner das Kirchgehen über Feld zu beschwerlich und umständlich wurde, so suchten dieselben beim Herzog um Überlassung eines eigenen Predigers nach, um den Gottesdienst in Ludwigsburg halten zu können. Dieser Bitte entsprach der Herzog, indem er am 7. Mai 1711 befahl, daß der Vikar M. Johann David Duvernoy von Stuttgart (+ 1752 als Pfarrer in Rohracker) an Sonn- und Feiertagen Vormittags eine Predigt zu halten habe, wozu die untere Vorhalle des alten Corps de Logis benützt werden durfte. (Vergl. Heft I der Geschichtsbl. S. 60, Anm.). Als zweiter Vikar wurde am 4. April 1712 M. Heinrich Jakob Jenisch von Markgröningen angestellt (+ 1749 als Spezial in Herrenberg), welchem der Herzog die Erlaubnis erteilte, die Predigten und die hl. Kommunion im Speisesaal des ebengenannten Baues abzuhalten; am 12. Juli 1715 wurde Jenisch befohlen, auch an Sonn- und Feiertag-Nachmittagen eine Katechisation und außerdem Freitags eine Wochenpredigt zu halten. (Nach einem Befehl vom 25. April 1713 erhielt Jenisch wöchentlich 2 fl. 30 Kr. Vikargeld und für jede besondere gottesdienstliche Verrichtung eine Zulage von 30 Kr.).

Als sich auch der Saal im oberen Stock des inneren rechten Flügelbaus (des Riesenbaus), in welchem seit 1714 der Gottesdienst gehalten wurde, als ungenügend zeigte, stellte der Herzog 1716 einen der beiden Orangeriesäle zur Verfügung, der dann später auch „Pomeranzenkirche“ genannt wurde (dieselbe stand im damaligen Lustgarten, jetzt Schloßgarten, östlich vom See); dieser Saal wurde bis

\*) Vgl. Heft J der Ludw. Geschichtsblätter S. 78. (D. Schriftl.)

zur Einweihung der Stadtkirche (Grundsteinlegung derselben erfolgte am 25. August 1718, die Einweihung am 18. September 1726) benötigt. Seit diesem Jahr wurden auch die in Ludwigsburg geborenen Kinder nicht mehr in Oßweil, sondern in genanntem Saal getauft; das erste öffentlich hier getaufte Kind war die Tochter des Tünchers Johann Georg Späth, welche den Namen Anna Barbara erhielt.

Als dritter Vikar wurde am 22. Dezember 1716 M. Michael Klaiber von Kirchheim u. T. ernannt (+ 1762 als Pfarrer in Dettingen am Schloßberg OA. Kirchheim); durch ihn wurden jetzt auch die Ehen in diesem Orangeriesaal eingesegnet und zwar am 7. Februar 1718 als erstes Ehepaar der Metzger und Kronenwirt Gottfried Arnsperger (+ 1737) und Maria Elisabeth Nördlinger.

Am 3. September 1718 erfolgte die Erhebung Ludwigsburgs zur Stadt. Mit der Errichtung des Oberamts Ludwigsburg am 18. April 1719, wurde gleichfalls eine Superintendentenz und eine Stadtpfarrei nebst 2 Diakonaten geschaffen und dem Spezial in Markgröningen, M. Johann Martin Mörleth (1686 – 1714 Diakonus in Marbach) die Superintendentenz übertragen, während Georg Ludwig Gmelin, seit 1714 Diakonus in Marbach, am 27. Juni 1719 als erster Stadtgeistlicher und zugleich Oberhelfer angestellt wurde (gestorben 1756 als Dekan in Tuttlingen). Am 18. August desselben Jahres erfolgte die Ernennung des bisherigen Pfarrers in Wittlingen, Stephan Rau, zum zweiten Diakonus (+ 1723 in Ludwigsburg). Mörleth starb bereits am 19. Mai 1719 in Markgröningen; nun wurde Christoph Andreas Schmidlin, seit 1705 Diakonus in Neuenstadt am Kocher, am 18. März 1720 als Superintendent nach Ludwigsburg berufen, (+ 1729 in Ludwigsburg) und am Pfingstmontag durch den Oberhofprediger Eberhard Friedrich Hiemer im Orangeriesaal feierlich investiert. Am 21. Mai 1723 wurde der seitherige Diakonus in Cannstatt, Christoph Matthias Lang zum Oberhelfer (+ 1758 als Probst in Herbrechtingen) und der Vikar Martin Ludwig Neuffer zum zweiten Diakonus befördert. (+ 1750 als Superintendent in Sulz am N.)

So lagen hier die kirchlichen Verhältnisse in den Jahren 1715 bis 1723, in welche die Erstellung der Kirche fällt.

Der Baumeister Donato Guiseppa Frisoni wurde 1683 zu Laino am Comersee geboren. Er bildete sich als Stukkateur aus und genoß als solcher einen bedeutenden Ruf, weshalb er auch im Mai 1707 durch Nette von Prag aus nach Ludwigsburg berufen wurde und hier zahlreiche Arbeiten ausführte. Frisoni wandte sich

schon in früheren Jahren, insbesondere aber seit 1714 der Architektur zu. Sein Erstlingswerk unter den zahlreichen späteren Schloßbauten war der Plan zur Kapelle nebst Gruft. Am 25. Mai 1717 erfolgte seine Ernennung zum Landbaudirektor und 1726 wurde ihm der Charakter eines Oberstleutnants verliehen. Er war es, welcher nicht allein die Entwürfe für die beiden Festingebäude, Verbindungsgalerien und das Neue Corps de Logis lieferte, sondern ihm verdankt auch die Stadt Ludwigsburg ihre schöne Anlage. Nach dem Tode seines Bauherrn, 1733, war er mancherlei Anfeindungen und Verleumdungen ausgesetzt, welche ohne Zweifel auch zu seinem frühen Tode beitrugen. Am 29. November 1735 starb der erst 52 jährige Baumeister in seinem von ihm erbauten Wohnhaus (Ecke Schorndorfer- und hintere Schloßstraße); er wurde am 1. Dezember in aller Stille in Öffingen begraben, wo auch seine beiden Frauen ihre Ruhestätte gefunden haben.

Der Platz, auf dem die Kapelle erbaut wurde, war ein Graspark, in welchem die herrschaftliche Küche stand, daher auch „herzoglicher Küchegarten“ genannt. Mit den Grabarbeiten wurde 1715 begonnen und am 18. Mai 1716 unter großen Feierlichkeiten der Grundstein gelegt. Die Grundsteinplatte befindet sich in der protestantischen Abteilung der Gruft zwischen dem Kopfende des Sargs von Prinzessin Katharina (+ 1898) und dem Fußende von König Friedrich (+ 1816). Die Rede bei dieser Feier hielt der später wegen seines Freimuts entlassene Hofprediger und Konsistorialrat Samuel Urlsperger (geb. 1685 in Kirchheim u. T., + 1772 als Prediger an der Hauptkirche in Augsburg). Nach der Rede wurde nachstehende, mit Musik begleitete Arie gesungen:

Frohlocket ihr Völker, mit Jauchzen und Singen,  
Wir wollen die Ehre dem Einigen bringen.  
Auf Pauken! Trompeten! vermehret die Freud,  
Die Eberhard Ludwig uns heute bereit.

Ludwigsburg erhebe dich,  
Deinen Fürsten hoch zu preisen,  
Der dir Gutes zu erweisen,  
Auf das neu bemühet sich.

Sieh! er legt den ersten Stein  
An der Kirchen Gott zu Ehren,  
Daß du künftig sollest hören,  
Was dir kann erbaulich sein.

Darum rühme seine Gnad,  
Die er dir in vielen Stücken,  
Deinen Wachstum zu beglücken.  
Öfters schon erwiesen hat.

So lasse der Himmel dies alles geraten,  
Gott segne des Fürsten Hochfürstliche Taten,  
Er mehre die Jahre in glücklichem Stand,  
Es bleibe der Friede beständig im Land.

Die in dem Grundstein eingelegte kupferne Platte, welche der Hofzinngießer Johann Adam Bechler lieferte und von dem Goldschmied und Pitschierstecher Johann David Daniel, beide aus Stuttgart, graviert wurde, trägt folgende lateinische Inschrift:

„Lege Lector et lauda laudabile hoc Factum Serenissimi ac potentissimi Principis ac Domini, Domini Eberhardi Ludovici, Dueis Wirtembergiae ac Tecciae, Comitis Mömpelgardensis, Dynastae Heidenheimensis, Sacrae Caesareae Maiestatis et Romani Imperii, ut et Circuli suevici Generalis Campi-Mareschalli, nec non Legionis Caesariae Dimacharum et Legionis suevicae pedestris Chiliarchae, Patriae Patris longe clementissimi, qui anno aetatis suae, ultra Nestoris vitam prorogandae, quadragesimo, felicis Regiminis autem vigesimo quarto, primum huius Templi lapidem posuit fundamentalem an. Christi MDCCXVI, die XVIII Maji, in aeternam Nominis sui memoriam perpetuo lapidi incisam, dum enim Deo suo extruit templum, perenne Sibi extruit Gloriae Monumentum, laudabit posteritas, compensabit aeternitas. Stet ergo Ludovici gloria, dum stabit pietatis memoria, donec tandem futurus est in splendido aeternitatis Templo Lapis pretiosus, cuius Lapidis Lapis fundamentalis et angularis Jesus Christus Templi huius est Patronus, Praeses et Protector.“

(Lies, Leser, und lobe diese lobenswerte Tat des Erlauchtesten und mächtigsten Fürsten und Herrn, des Herrn Eberhard Ludwig, Herzogs zu Württemberg und Teck, Grafen von Mömpelgard, Herrn von Heidenheim, der heiligen kaiserlichen Majestät und des römischen Reiches, sowie auch des schwäbischen Kreises Generalfeldmarschalls, Obersten eines kaiserlichen Dragoner- und schwäbischen Kreisregiments zu Fuß, des allermildesten Vaters des Vaterlandes, der im vierzigsten Jahre seines Lebens, das über Nestors Leben verlängert werden möge, im 24. Jahre aber seiner glücklichen Regierung den ersten Grundstein dieses Tempels gelegt hat, im Jahre Christi 1716, am 18. Mai, zum ewigen Gedächtnis seines Namens für immer in den Stein eingegraben. Indem er nämlich seinem Gott einen Tempel errichtet, errichtet er sich selbst ein unvergängliches Ruhmesdenkmal; loben wird es die Nachwelt, vergelten die Ewigkeit. Bestehen also möge Ludwigs Ruhm, solange das Andenken seiner Frömmigkeit be-

stehen wird, bis er endlich im glänzenden Tempel der Ewigkeit ein kostbarer Stein werden wird, dessen Grund- und Eckstein, Jesus Christus, dieses Tempels oberster Schirm- und Schutzherr ist.)

Dieser Platte wurden noch zwei mit rotem und weißem Wein gefüllte Flaschen nebst einer Anzahl goldener und silberner Münzen und Medaillen, sowohl alt- als neugeprägte, beigelegt; unter den letzteren ist eine goldene Denkmünze von der Größe und Schwere eines Dukaten besonders erwähnenswert. Die zur Feier der Grundsteinlegung neu geprägten Silbermünzen\*), welche unter das Volk verteilt wurden, zeigen auf der einen Seite den Grundriß der Kapelle mit der Aufschrift:

Surgit sancta Domus, coeat fissura Sionis. (Es erhebt sich das heilige Haus, möge sich schließen die Spaltung in Sion); ferner: Donat. Joseph Frisoni de Laino, Comensis, Architectus Italus Invent. (Donatus Joseph Frisoni aus Laino bei Como, italienischer Architekt und Erbauer).

Die andere Seite trägt die Inschrift:

Hoc Templum auspiciis Sereniss. Principis Domini Eberhardii Ludovici, Ducis Wirtemb. Ludovicoburgi fundatum fuit XVIII Maji MDCCXVI. (Dieser Tempel ist auf Befehl des Erlauchtesten Fürsten, des Herrn Eberhard Ludwig, Herzogs zu Württemberg, in Ludwigsburg gegründet worden, am 18. Mai 1716.)

Auf dem Platz vor der Kapelle war eine Fontäne errichtet, aus welcher roter und weißer Wein floß, und unter die Handwerksleute verteilte der Herzog noch eigenhändig 12 Dukaten.

Die Kapelle ist in Kreuzesform erbaut und besteht aus dem zu einem Rundbau ausgebildeten, mit einer Kuppel versehenen Schiff, an welches sich östlich der Chor, nördlich und südlich je ein Nebenschiff mit Halbkuppelwölbung und westlich der Fürstenstand anschließen. Das ganze Innere ist durchweg im Barockstil gehalten und obgleich die Ausschmückung auf den ersten Eindruck als überladen erscheint, so findet man doch bald bei genauerer Betrachtung, daß die einzelnen Gruppen, Verzierungen u. dergl., wovon jede an sich schon ein Meisterwerk bildet, dennoch einheitlich und stimmungsvoll zusammen wirken; man wird daher wohl behaupten können, daß diese Kirche zu den schönsten gezählt werden darf, die im Rokokogeschmack erbaut wurden.

Die mittlere Hauptkuppel ziert ein schönes Freskogemälde, das himmlische Jerusalem vorstellend, von Carlo Carloni (+ 1775 in

\*) Eine solche befindet sich jetzt auch im Wests des Historischen Vereins.  
(D. Schriftl.)



Como); das Gemälde im Chor zeigt die Aufrichtung der ehernen Schlange (4. Buch Mose, Kap. 21 V. 9), im Hintergrund die Kreuzigung Christi; dasjenige im nördlichen Seitenschiff die Darstellung Christi im Tempel, mit der Aufschrift: Nunc dimittis tuum, Domine. (Herr, nun entlässest du deinen Diener, d. h. „Herr, nun lässest du deinen Diener im Frieden fahren“) (Lucas, Kap. 2 V. 29), im südlichen (Orgel) den zwölfjährigen Jesus im Tempel unter den Lehrern (Lucas, Kap. 2 V. 46); alle drei Deckengemälde, gleichfalls al fresco gemalt, stammen aus der Hand des langjährigen Hofmalers Lucca Antonio Columba (+ 1737 in seinem Geburtsort Arogno, Kanton Tessin), von welchem auch die Freskomalereien an den beiden Emporen und beim Hauptportal herrühren, die beiden ersten Allegorien auf die Einweihung der Kapelle vorstellend, letztere wie Jesus die Verkäufer aus dem Tempel treibt (Marcus Kap. 11 V. 15). Die übrigen kleinen Malereien führte der Hof- und Kunstmaler Livio Andreas Retti aus (T 1751 in Ludwigsburg).

Zwischen zwei Marmorsäulen, deren Abschluß mit Engeln gekrönte Voluten bilden, ist das in Öl ausgeführte Altarblatt\*), welches 1720 gleichfalls von Carloni in Wien gemalt wurde: es stellt die Ver-

\*) In J. G. Meusels „Museum für Künstler und für Kunstliebhaber“, Zweites Stück, Mannheim 1788, hat der Kunstkritiker C. L. Junker einen wertvollen Aufsatz unter dem Titel: „Einige artistische Bemerkungen auf einer Reise nach Ludwigsburg und Stuttgart im Junius 1787“ veröffentlicht. Darin wird das Altargemälde folgendermaßen besprochen: „... Das Altarblatt in der katholischen Hofkapelle von Carloni. Die Vorstellung ist die Austheilung des Abendmahls durch den Salvator selbst. Natürlich ist der Künstler dem Lehrbegriff seiner Kirche von Austeilung des Abendmahls unter einerley Gestalt treu geblieben. Aber das Gemälde selbst gehört unter die besten malerischen Produkte! Es ist ganz, mit dem Geist der Liebe, in Absicht Jesus, und mit dem Geiste der Andacht und Verehrung, in Absicht der Geniesenden, gestempelt. Es hat also das erste Requisite jedes Kunstwerks, nemlich, das Bedeutende, – das Ausdrucksvolle. Das ganze Gemälde ist voll Handlung. Jesus, in der Gestalt eines schönen jungen Mannes, erscheint als Hauptfigur, in dem Mittelpunkt des Gemäldes, und zeichnet sich, als Held des Stücks sehr vortheilhaft aus, theils durch die Würde des Ausdrucks, theils durch das isolirte seiner Bewegung, theils durch das erhöhte Kolorit seiner Drapperie. Über ihm schwebt ein Theil himmlischer Glorie, voll Theilnahme, und Triumph über diese Handlung. Übrigens ist auch in diesem Gemälde, nach Art der italienischen Schule, das Kolorit, in Absicht des Inkarnats, und der Drapperie, von einem manirten Dunkel.“ (D. Schriftleitung.)

abreichung des hl. Abendmahls dar. Der Grundgedanke, welcher den Maler bei der Ausführung des Bildes leitete, war wohl eine schon früher von ihm entworfene Radierung: Karl Boromäus (geb. 1538 in Arcona, + 1584 in Mailand), wie er bei der im Jahre 1575 in Mailand ausgebrochenen Pestseuche den dortigen Pestkranken in selbstloser Hingabe das Abendmahl reicht.

An dieses Altarbild anschließend, erblickt man das Königswappen, über demselben eine Sonne und oberhalb dieser drei kleine schwebende Engel, ein vergoldetes Band in Händen haltend, auf dem die Worte stehen:

Tres sunt, qui testimonium dant in terra: Sanctus [Spiritus], Aqua et Sanguis, et hi tres in unum sunt. (Drei sind, die da zeugen auf Erden: Der Geist und das Wasser und das Blut, und diese drei sind beisammen.)

Die zu beiden Seiten von diesem Altarbild aufgestellten lebensgroßen Figuren, David und Salomo, halten gleichfalls vergoldete Tafeln, diejenige Davids trägt die Aufschrift des 132. Psalms, jene von Salomo Vers 28 und 29, 54 bis 61 und Vers 66 aus dem 8. Kapitel der 1. Könige. Die Figuren rühren von dem berühmten Stukkateur Diego Carloni her, einem älteren Bruder des Malers.

Die andern zahlreichen, in Alabastergips vortrefflich ausgeführten Stukkaturarbeiten, Engelsgruppen, schwebende und sitzende Engel, Engelsköpfe, Amoretten, Medaillons, Girlanden u. s. w., einschließlich der Kapitäle an den Säulen, verfertigten der ebengenannte Diego Carloni (+ 1750) und Donato Riccardo Retti, der das Innere der Stiftskirche in Ellwangen renovierte (+ 1741 daselbst), ein Bruder der beiden Baumeister Paolo und Leopold sowie des Malers Livio Retti.

Auf dem Kranzgesims sind über den mit korinthischen Kapitälern geschmückten Marmorsäulen Voluten angebracht, auf denen sich lebensgroße Frauenfiguren in sitzender Stellung befinden; jede Figur hält eine Tafel mit entsprechender Inschrift, wie:

Cognosce Dominum verum et filium eius I. C. (Erkenne den wahrhaftigen Gott und seinen Sohn Jesum Christum.)

Veniet Deus et regnabit in paces. (Gott wird kommen und ein Friedensreich aufrichten.)

Regnabit Deus in misericordia. (Gott wird regieren mit Barmherzigkeit.)

O felix mater, quae Deum pariet. (O glücklich die Mutter, welche den Gottessohn gebären wird.)

Carnem humanam induet Deus. (Gott wird erscheinen im Fleische.)

Exultabit Deus laetitia sempiterna. (Gott wird frohlocken vor ewiger Freude.)

Invisibile verbum palpabitur. (Das unsichtbare Wort wird [uns] trösten.)

De caelo prospexit Deus humiles suos. (Der Herr sieht vom Himmel herab auf seine Demütigen.)

Sämtliche Wandungen und Säulen, Architrav, Fries und Kranzgesims sind aus rötlich geflammtem Gipsmarmor, welche der geschickte Marmorierer Antonio Corbellini ausführte. Das Vergolden war dem Stuttgarter Vergolder Sigmund Kerner übertragen.

Die eigentlichen Marmorarbeiten, wie: Postamentwandverkleidung, die Baluster am Chor, Altar, das Hauptportal u. s. w. verfertigte der Marmorsteinmetzenmeister Johann Mattheo aus München; ebenso den Bodenbelag der Kapelle, aus grauen und weißen Marmorplättchen bestehend, wovon erstere aus dem „Ludwigsburger“ Marmorsteinbruch herkommen.

Der ursprüngliche in grauem Marmor ausgeführte Altar, welcher zugleich als Kanzel ausgebildet war, ist nicht mehr vorhanden; der jetzige Hochaltar wurde im Jahre 1829 von der katholischen Kapelle auf der Solitude hierher versetzt. Die mit Engeln, Engelsköpfen und Girlanden verzierte Kanzel ist reich vergoldet, das mittlere Feld in der Brüstung stellt die Himmelfahrt Christi vor, den Abschluß der Kanzelbedachung bildet Christus am Kreuz.

Die Bildhauerarbeiten an dem Orgelgehäuse, von Hofbildhauer Sebastian Zimmermann (+ 1728 in Stuttgart) herrührend, verdienen gleichfalls Beachtung. Die Orgel erbaute Joseph Friedrich Baumann in Stuttgart; an Stelle dieser stellte der Orgelmacher Schmahl in Heilbronn im Jahr 1733 eine neue mit 16 Registern auf, zum Preis von 765 fl.; diese wurde 1844 wiederum durch eine neue Orgel mit 22 Stimmen ersetzt, welche aus der hiesigen weltberühmten Orgelbauanstalt von C. F. Walcker u. Cie. hervorging.

Den Fürstenstand (Hofloge) zieren außerhalb gleichfalls reichvergoldete Bildhauerarbeiten aus der Hand des Hofbildhauers Adam Kaspar Seefried aus Nördlingen und in der Mitte ein Schild mit dem verschlungenen Namenszug FR und der Königskrone (ursprünglich EL und Herzogskrone). An der Decke des inneren Raumes befindet sich ein Ölgemälde, die Verheißung Abrahams. (1. Mose, Kap. 18), von Carloni. Das Gemälde über der Eingangstüre

zeigt Abraham, wie er seinen Sohn zur Opferung führt. (1. Mose, Kap. 22.)

Bis 1888 hingen hier noch zwei prachtvolle Bilder, ein Ecce-Homo (Christus mit der Dornenkrone) und die hl. Jungfrau, ersteres in Mosaik, letzteres in Gobelin ausgeführt, beide Kunstwerke in ihrer Art. Dieselben sind ein Geschenk von Papst Pius VI. an Herzog, Karl Eugen und befanden sich früher auf der Solitude; die Rahmen der beiden Bilder sind von vergoldeter Bronze, geziert mit dem päpstlichen Wappen, Girlanden und zwei Engeln von Silber. Jetzt befinden sich dieselben in der Staatssammlung vaterländischer Altertümer in Stuttgart.

Der in der Loge aufgestellte Ofen wurde 1713 aus eroberten Kanonen durch den Stückgießer Ernst in Ulm gegossen und zeigt in feiner Ausführung den großen im Jahre 1702 gestifteten württembergischen Jagdorden und das Herzogswappen.

Die Wandungen in dem Vorsaal zum Fürstenstand sind mit gemalten Leinwandtapeten behängt, Darstellungen aus der biblischen Geschichte, u. a.: Besuch der Königin von Saba bei Salomo, (1. Könige, Kap. 10); David überredet Bath Seba, die Frau des Urias, sein Weib zu werden. (2. Sam., Kap. 11); David und der Riese Goliath. (1. Sam., Kap. 17); Jonathan wird Davids Freund. (1. Sam., Kap. 18); David erhält von dem Priester Ahimelech die heiligen Schaubrote. (1. Sam., Kap. 22, V. 6.) Über der Eingangstüre ist zwischen zwei Amoretten der verschlungene Namenszug EL angebracht.

Von weiteren bei dem Bau und Einrichtung beschäftigten Personen sind zu nennen: der Modellist Antonio Bethellini, der das Modell zur Kapelle verfertigte; der Marmorierer Franziskus Pedetti; der Hoftapezier Karl Tellier aus Stuttgart; Baumeister Paolo Retti, die Steinmetzenmeister Johann Ulrich und Matthias Heim, sowie Christoph Friedrich Weyhing; die Maurermeister Christian und Matthias Widmann; Zimmermeister Johann Georg Buchfinck; die Schreiner Heinrich Bernhard Witter und Kaspar Paule; die Glaser Johann Georg Rentz und Georg Heinrich Rock, (die Fensterscheiben wurden von der seit 1793 eingegangenen Spiegelfabrik bei Spiegelberg OA. Backnang bezogen); Hofschlosser Michael Lauffer; Nagelschmied Johann Christoph Hitzler, beide von Ludwigsburg; Gipsbrenner Johann Georg Probst; Hafner Johann Christian Faiß u. a.

Die „Vasa sacra“ (heiligen Gefüße) lieferten die Kaufleute Bosch und Bentz in Augsburg zum Preise von 330 fl., die Gravierung mit dem fürstlichen Wappen und Ordenskette besorgte der Pitschierstecher Johann David Daniel in Stuttgart.

Auf dem Dache des Zwischenbaues beim Haupteingang erhob sich ein Türmchen, in welchem eine Glocke aufgehängt war mit der Inschrift: Christian Ginther zu Königsbronn 1720 Goß Mich.

Als Einweihungstag bestimmte der Herzog den 31. Oktober 1723 und richtete bezüglich dieser Feier nachstehendes Schreiben an den Geheimenrat in Stuttgart:

„Von Gottes Gnaden Eberhard Ludwig Herzog von Württemberg und Theck, Graf zu Mömpelgard, Herr zu Heydenheim, der Römisch. Kayserl. May. deß Heyl. Römisch. Reichs undt des Löbl. Schwäb. Creyßes General Feld Marechal, auch Obrister sowohl über Ein Kayßerl. Dragoner- als Schwäbischen Creyßes Regiment zu Fuß.

Unsern gn. Gruß zuvor, Hochwohl-, auch Wohlgeborne, Vögte, liebe Getreue; demnach wir unter Gottes Beystand Unß gnädigst entschlossen, die in Unßerer allhiesigen fürstl. Residenz Ludwigsburg neu erbaute Schloß Capelle zu künftigen Sonntag, so da wirdt seyn der 31. hujus mit aller Solennitaet im Nahmen Gottes feyerlichst einweyhen zu lassen, undt dan gnädigst verlangen, daß aus Jeden Balleyen Unserer fürstl. Cantzley zu Stuttgart, nemlich aus dem Geheimen Raths- dem Regierungs Raths Collegio, von Unserer fürstl. Renthkammer, der fürstl. Visitation, dem fürstl. Consistorio undt dann aus der Landschaft, Zwey, als der Chef Jeden Collegii undt dann dabei Ein Membrum von Jedem, als Deputirte bey sothaner Festivitaet erscheinen undt diesen Tag mit feyerlich zu begehren helfen möchten; So fügen wir Euch ein solches mit dem gnädigsten Gesinnen hiermit an, Ihr wollet die fordersamste Verordnung dahin vorzukehren daran seyn, damit diesser Unserer gnädigsten Willens Meynung nachgelobet, und jene Deputirte auf den bestimmten Tag ohnfehlbarlich sich alhier einfinden mögen. Melden Wir in Gnaden, womit Wir Euch stets wohl beygethan verbleiben. Residenz Ludwigsburg den 28. t. Octob. 1723.

Eberhard Ludwig.

H. v. Vollmann.

Denen Hochwohl- auch Wohlgebohrenen und Vögten, Unsseren Geheimen Räten undt Lieben Getreuen.

Stuttgart.“

Das Fest wurde durch eine feierliche Prozession eröffnet, ausgehend vom Alten Corps de Logis über den Schloßhof nach der Kapelle, wobei die Kirchenbücher und hl. Gefäße von den anwesenden 7 Geistlichen in folgender Ordnung getragen wurden:

Die Bibel, Hofprediger und Konsistorialrat Eberhard Friedrich Hiemer (geb. 1682 in Gächingen OA. Urach, + 1727 als Prälat in Hirsau);

die Libros Symbolicos Fürstl. Württemb. Konfession und große Kirchenordnung, Konsistorialrat Wilhelm Eberhard Faber, Stiftsprediger in Stuttgart (+ 1726 als Prälat in Herrenalb);

das goldene Taufbecken, Spezial-Superintendent und Stadtpfarrer Christoph Andreas Schmidlin in Ludwigsburg (+ 1729 daselbst);

die goldene Taufkanne und das Ciborium, Oberhelfer Christoph Matthias Lang in Ludwigsburg (+ 1758 als Rat und Probst in Herbrechtingen);

das Patin und den Kelch, Unterdiakonus Martin Ludwig Neuffer in Ludwigsburg (+ 1750 als Spezial in Sulz a. N.);

die große Altarkanne, Stadtpfarrer Petrus Scharffenstein in Markgröningen (+ 1765 als Prälat in Murrhardt);

Zwei weitere silberne Kannen, Pfarrer Christoph Peter Kuhorst in Kornwestheim (+ 1735 daselbst).

Nach Ankunft der Prozession in der Kapelle wurde nachstehende Arie gesungen:

Sey gesegnet Gottes Haus!  
Tempel! da der Herr zugegen,  
Und der Heyland seinen Segen  
Theilet unsern Seelen aus:  
Solche Schätze, solche Gaben,  
Die nur seine Christen haben.  
Heute wollen wir das Fest,  
Diese Kirchen-Wey begehen,  
Und zu allen Diensten stehen,  
Die der Fürst befehlen läßt:  
Ach! daß wir zu diesem Werke  
Hätten gnugsam Krafft und Stärke.  
Dankt indessen seiner Gnad,  
Weil der Herzog aller Orten  
Machet weit die hohe Pforten,  
Daß der Herr den Zugang hat,  
Ihm zu seinen heiligen Ehren  
Bey uns allen einzukehren.  
O da geht es himmlisch zu,  
Wo die Brunnlein Gottes fließen,  
Wo sich Recht und Friede küssen,  
Da lebt man in stoltzer Ruh:

Weil man kann mit Freude schauen,  
Wie Gott läßt sein Manna tauen.  
Eberhard der Fürsten Zier!  
Ludovig des Landes Sonne!  
Seiner Unterthanen Wonne,  
Eberhard leb für und für!  
Ludovig ein Schild auf Erden,  
Soll noch immer größer werden.  
Gottes Segen bleibt nicht aus;  
Herr erhör' Gebet und Flehen,  
Laß die Augen offen stehen  
über diesem Gotteshaus  
Du wirst Dir zu Preiß und Ehren,  
Uns darinnen allzeit hören.

Nach Absingen dieser Arie folgte die von Hofprediger Hiemer gesprochene Einweihungspredigt unter Zugrundelegung des 84. Psalms. Das bei diesem ersten Gottesdienst gefallene reiche Opfer und Almosen wurde unter den Hausarmen verteilt; außerdem als Andenken an diesen feierlichen Tag 700 eingebundene Exemplare des neugedruckten und dem Hofgottesdienst besonders gewidmeten Gesangbuchs.

Die Inschrift auf dem über dem Hauptportal angebrachten Schild lautet:

Quod Deo Triumi Sacrum, Ecclesiae Laetum Sit! Auspiciis  
Manuque Celsissima Serenissimi Prineipis Ac Domini Domini Eber-  
hardi Ludovici Wurtemberg. Et Tece Duc. Com. Mompelg. Dynast.  
Heidenheim Sacr. Caes. Maiest. Et S. Rom. Germ. Imper. Circ.  
Item Suevici Gener. Campi Marechalli Primus Aedium Harum Sacra-  
rum Lapis Fundamentalis Positus Fuit IV. Idus Maii MDCCXVI  
Coronis Vero Operi Fausto Omine Impo Sita Est XIV Calend. Otob.  
Ipsa Qui Principi Natalis Extitit Die MDCCXXIII.... Auf Befehl  
und von der allerhöchsten Hand des erlauchtesten Fürsten und Herrn, des  
Herrn Eberhard Ludwig, Herzogs zu Württemberg und Teck, Grafen von  
Mömpelgard, Herrn von Heidenheim, der heiligen kaiserlichen Majestät  
und des heiligen römischen Reiches deutscher Nation, sowie des Schwäbi-  
schen Kreises Generalfeldmarschalls, ist der erste Grundstein dieses heiligen  
Tempels gelegt worden am 12. Mai 1716, der letzte Stein aber wurde  
dem Werke unter glückverheißendem Vorzeichen aufgesetzt am 18. Septem-  
ber 1723, an eben dem Tage, der des Fürsten Geburtstag war.

Die unter der Kapelle sich hinziehende Gruft ist gleichfalls das  
Werk Frisonis. Eberhard Ludwig ließ dieselbe zunächst nur für  
seine eigenen irdischen Überreste anlegen, die erste Leiche jedoch,  
welche diese Gruft aufnahm, war die seines in der schönsten Blüte

des Lebens dahingegangenen Sohnes und Erbprinzen Friedrich Ludwig\*). Im Laufe der Zeit wurde diese Begräbnisstätte zur Familiengruft, welche namentlich 1802 durch König Friedrich eine wesentliche Erweiterung unter dem Sakristeigebäude erhielt, wodurch sich die jetzige Form eines Kreuzes herausbildete und die Gruft gleichzeitig in eine katholische und protestantische Abteilung getrennt wurde. Die ursprüngliche Gruftanlage dehnt sich quer unter der ganzen Breite des Schiffes aus und zwar von Norden nach Süden, gegen Osten in eine schmale Verlängerung auslaufend, die sogenannte Versenkung. Der Hauptraum hat eine Länge von 20 Meter und eine Breite von nahezu  $4\frac{1}{2}$  Meter; am nördlichen Ende befindet sich ein im Rokokogeschmack ausgeführter Altar von grauem Stuckmarmor, geschmückt mit lebensgroßen allegorischen Figuren aus Gips (die Zeit, der Tod u. s. w.), sowie mit Trophäen, aus deren Mitte sich die auf einem Postament stehende Gipsbüste des Herzogs Karl Alexander erhebt; außerdem noch ein Ordenskissen mit den Insignien vom großen württembergischen Orden, dem Herzogsschwert und ein mit dem Herzogshut bedeckter Totenkopf. Dem Altar entgegengesetzt (Südseite) führte in früherer Zeit eine, durch eine eiserne Türe abgeschlossene Seitentreppe in das Freie (Sakristeihof), so daß man jederzeit ungehindert in die Gruft gelangen konnte, ohne die vom Schiff der Kirche hinabführende und mit Steinplatten bedeckte Haupttreppe benutzen zu müssen; durch zwei auf der Nordseite angebrachte vergitterte Fenster wird diesem Raum entsprechendes Licht zugeführt. Diese Abteilung, in welcher ursprünglich die Särge des Herzogs Eberhard Ludwig, seiner Gemahlin und seines Sohnes ihre Aufstellung gefunden hatten, bestimmte König Friedrich für die katholischen Fürstlichkeiten; an sie schließt sich gegen Osten die schon erwähnte Versenkung an und unmittelbar an letztere unter dem Chor und der Sakristei, die reichlich 14 Meter lange und 5 Meter breite protestantische Abteilung an, welche durch eine von dem Vorplatz der Sakristei ausgehende, im Jahre 1885 angebaute kleinere Treppe stets zugänglich ist; vor Anbringung derselben wurde die unterste Türe nach jeder Beisetzung sofort wieder zugemauert; auch in diesem Raum verbreiten zwei Fensteröffnungen entsprechendes Licht.

So reich das ganze Innere ausgestattet ist, so kahl und schmucklos sind diese ernsten Grufträume gehalten, in denen jetzt 32 Mitglieder des württembergischen Fürstenhauses den ewigen Schlaf schlafen.

\*) Vergl. dessen Bildnis vor dem Titelblatt.



Von denselben birgt die katholische Gruft siebzehn, worunter sieben männliche (vier regierende) und zehn weibliche, unter letzteren zwei Kinder; in der protestantischen befinden sich fünfzehn Mitglieder, ebenfalls sieben männliche (zwei regierende) und acht weibliche und unter diesen wiederum zwei Kinder, ein Prinz und eine Prinzessin. Sämtliche Särge sind, mit Ausnahme von zweien, so aufgestellt, daß das Kopfende, wie gebräuchlich, von Westen nach Osten gerichtet ist. Zu diesen Ausnahmen zählt der Sarg der Herzogin Friederike Dorothea Sophie (die Gemahlin des Herzogs Friedrich Eugen und Mutter König Friedrichs), welcher so gestellt ist, daß das Fußende auf dasjenige von ihrem Gemahl, dem Herzog Friedrich Eugen stößt, das Gesicht somit gegen Westen sieht; zwischen den beiden Särgen steht eine Urne aus rötlich braunem Marmor, welche die Asche der zwischen beiden gewechselten Briefe enthält. Außerdem steht der Sarg des Herzogs Friedrich Eugen nicht in gleicher Linie mit den übrigen in der katholischen Gruft, sondern ist soweit nach Osten gerückt, daß die Hälfte des Sarges (Fußende) in die protestantische Gruft hineinragt und auf diese Weise die Grenze zwischen beiden Grüften bildet. (Die Gemahlin von Friedrich Eugen war bekanntlich eine geborene Markgräfin von Brandenburg-Schwedt und Nichte Friedrichs des Großen, auf dessen Rat der Herzog in den, im November 1753 abgeschlossenen Ehevertrag einwilligte, sämtliche Kinder im evangelischen Glauben, der württembergischen Landesreligion, erziehen zu lassen.

Die zweite Ausnahme bildet der Sarg des Prinzen August von Württemberg, welcher wegen Platzmangels quer aufgestellt ist und zwar von Süden nach Norden.

Bei den meisten früheren Beisetzungen war es Sitte, daß das Herz und die Eingeweide in besonderen Gefäßen in eine vor dem Sarg in den Boden eingehauene Vertiefung versenkt und hernach mit einer Steinplatte bedeckt wurden; das letztemal geschah dies bei der am 22. Dezember 1847 erfolgten Beisetzung der Prinzessin Charlotte Katharina, Gemahlin des 1852 in Paris gestorbenen Prinzen Paul von Württemberg; einigen wurde das Herz auch in den Sarg gelegt.

In der protestantischen Abteilung ruhen der zeitlichen Reihenfolge nach:

Erbprinz Friedrich Ludwig, einziger Sohn des Herzogs Eberhard Ludwig.

Geb. 14. Dezember 1698 in Stuttgart,  
+ 3. November 1731 in Ludwigsburg.

Herzog Eberhard Ludwig, Sohn des Herzogs Wilhelm Ludwig (+ 1677) regierte vormundschaftlich 1677-1693, selbständig 1693-1733, der Erbauer des Schlosses und Gründer der Stadt Ludwigsburg.

Geb. 18. September 1676 in Stuttgart.  
+ 31. Oktober 1733 in Ludwigsburg.

Herzogin Johanna Elisabetha, Gemahlin des Herzogs Eberhard Ludwig, geb. Markgräfin von Baden-Durlach.

Geb. 3. Oktober 1680,  
verm. 16. Mai 1697 in Basel,  
+ 2. Juli 1756 in Stetten i. Remsthal.

Herzogin Friederike Dorothea Sophie, Gemahlin des Herzogs Friedrich Eugen, geb. Markgräfin von Brandenburg-Schwedt, die Stammutter des heutigen Hauses Württemberg.

Geb. 18. Dezember 1736 in Schwedt,  
verm. 29. November 1753 in Schwedt,  
+ 9. März 1798 in Stuttgart.

Prinzessin, totgeborene, (namenlos) von der Königin Charlotte Auguste Mathilde, zweite Gemahlin des Königs Friedrich I.

Geb. 26. April 1798 in Stuttgart.

Prinz Karl Paul Friedrich, zweiter Sohn des Prinzen Paul von Württemberg.

Geb. 7. März 1809 in Stuttgart,  
+ 28. Mai 1810 in Stuttgart.

König Friedrich 1. Wilhem Karl (vormals Herzog Friedrich II.) ältester Sohn des Herzogs Friedrich Eugen und Württembergs erster König.

Herzog: 1797- 1803.  
Kurfürst: 1803-1805.  
König: 1806-1816.  
Geb. 6. November 1754 zu Treptow in Hinterpommern,  
+ 30. Oktober 1816 in Stuttgart.

Königin Charlotte Auguste Mathilde, zweite Gemahlin des Königs Friedrich, somit erste Königin von Württemberg, geb. Kronprinzessin von Großbritannien.

Geb. 29. September 1766,  
verm. 18. Mai 1797 in London,  
+ 6. Oktober 1828 in Ludwigsburg.

Ex-Königin Katharina Friederike Sophia Dorothea von Westfalen, nachmalige Fürstin von Montfort, zweite Gemahlin des Ex-Königs Hieronymus (Jérôme) Bonaparte von Westfalen (+ 1860), die einzige Tochter des Königs Friedrich und Schwester des Königs Wilhelm I. und des Prinzen Paul.

Geb. 21. Februar 1783 in St. Petersburg,  
verm. 22. August 1807 in Paris,  
+ 28. November 1835 in Lausanne auf Villa Monrepos.

Prinzessin Katharina Charlotte Georgine Friederike Luise Sophia  
Theresia, Gemahlin des Prinzen Paul von Württemberg, geb.  
Prinzessin von Sachsen-Altenburg, vorm. Hildburghausen,  
Großmutter des Königs Wilhelm II.

Geb. 17. Juni 1787,  
verm. 28. September 1805 in Ludwigsburg,  
+ 12. Dezember 1847 in Bamberg.

Prinz Friedrich Karl August, ältester Sohn des Prinzen Paul  
von Württemberg (+ 1852) und Vater des Königs Wilhelm II.

Geb. 21. Februar 1808 auf Schloß Korb bei Hall,  
+ 9. Mai 1870 in Stuttgart.

Königin Pauline Theresia Luise, dritte Gemahlin des Königs  
Wilhelm I., Tochter des Herzogs Ludwig von Württemberg  
(+ 1817) und Mutter des Königs Karl I.

Geb. 4. September 1800 in Riga,  
verm. 15. April 1820 in Stuttgart,  
+ 10. März 1873 in Stuttgart.

Prinz August Friedrich Eberhard, dritter Sohn des Prinzen Paul  
und Bruder von Prinz Friedrich, preußischer Generaloberst.

Geb. 24. Januar 1813 in Stuttgart,  
+ 12. Januar 1885 in Zehdenick bei Berlin.

Herzog Maximilian Wilhelm Ferdinand Karl, Sohn des Herzogs  
Paul von Württemberg (+ 1860 in Mergentheim), Gemahl  
der noch lebenden Herzogin Hermine, geb. Fürstin von Schaum-  
burg-Lippe (geb 1845 in Bückeburg).

Geb. 3. September 1828 auf Schloß Taxis bei Neresheim,  
+ 28. Juli 1888 in Regensburg.

Prinzessin Katharina Friederike Charlotte, Gemahlin des Prinzen  
Friedrich und Mutter des Königs Wilhelm II.

Geb. 24. August 1821 in Stuttgart,  
verm. 20. November 1845 in Stuttgart,  
6. Dezember 1898 in Stuttgart.

In der katholischen Abteilung sind beigesetzt:

Herzog Karl Alexander, regierte 1733-1737, Sohn des Herzog-  
Administrators Friedrich Karl, des Stifters der Linie Würt-  
temberg-Winnenthal. (+ 1698.)

Geb. 24. Januar 1684 in Stuttgart,  
+ 12. März 1737 in Ludwigsburg,

Prinzessin Friederike Wilhelmine Auguste Luise Charlotte, einzige  
Tochter des Herzogs Karl Eugen und seiner ersten Gemahlin

Elisabeth Sophia Friederike, geb. Markgräfin von  
Brandenburg-Bayreuth. (Geb. 1732, verm. 1748, + 1780 in  
Bayreuth.)

Geb. 19. Februar        1750 in Stuttgart,  
+ 12. März                1751 in Stuttgart.

Herzogin Marie Auguste, Gemahlin des Herzogs Karl Alexander,  
geb. Fürstin von Thurn und Taxis.

Geb. 11. August        1706,  
verm. 1. Mai            1727,  
+ 1. Februar            1756 in Göppingen.

Fürstin Auguste Elisabeth Maria Luise, Gemahlin des Fürsten  
Karl Anselm von Thurn und Taxis (+ 1805) und einzige  
Tochter des Herzogs Karl Alexander von Württemberg.

Geb. 20. Oktober        1734 in Stuttgart,  
verm. 3. September    1753 in Stuttgart,  
+ 4. Juni                1787 auf Schloß Hornberg in Baden.

Herzog Karl Eugen, reg. 1737-1793, ältester Sohn des Herzogs  
Karl Alexander.

Geb. 11. Februar        1728 in Brüssel,  
+ 24. Oktober           1793 in Hohenheim.

Herzog Ludwig Eugen, reg. 1793-1795, Bruder des Herzogs  
Karl Eugen.

Geb. 6. Januar        1731 in Frankfurt a. M.  
+ 20. Mai                1795 in Ludwigsburg.

Herzog Friedrich Eugen, reg. 1795-1797, jüngster Bruder des  
Herzogs Karl Eugen, Vater von König Friedrich und Stamm-  
vater des jetzigen Hauses Württemberg.

Geb. 21. Januar 1732 in Stuttgart,  
+ 23. Dezember        1797 in Hohenheim.

Prinz Friedrich Johann Nepomuk Hieronimus Anton von Thurn  
und Taxis, kurwürttembergischer Generalmajor des schwäbi-  
schen Kreises, Sohn des Fürsten Karl Anselm von Thurn und  
Taxis und dessen Gemahlin Auguste Elisabeth. (Siehe oben.)

Geb. 11. April        1772,  
+ 7. Dezember        1805 in Stuttgart.

Herzogin Sophie Albertine, Gemahlin des Herzogs Ludwig  
Eugen, geb. Gräfin von Beichlingen.

Geb. 17. Dezember    1728 in Dresden,  
verm. 10. August      1762 in Dresden,  
+ 10. Mai                1807 auf Schloß Winnenthal.

Prinz Paul Friedrich Karl August, zweiter Sohn des Königs  
Friedrich und Bruder des Königs Wilhelm des I., Großvater  
des jetzt regierenden Königs.

Geb. 19. Januar 1785 in St. Petersburg,

+ 16. April 1852 in Paris.

Gräfin Theodolinde Luise Eugenie Auguste Napoléone, erste Gemahlin des Herzogs Wilhelm von Urach, Grafen von Württemberg, geb. Prinzessin von Leuchtenberg, vorm. Beauharnais.

Geb. 13. April 1814 zu Mantua,

verm. 8. Februar 1841 in München,

+ 1. April 1857 in Stuttgart.

Fürstin Eugenie Amalie Augusta Wilhelmine Theodolinde von Urach, dritte Tochter des Herzogs Wilhelm von Urach und seiner ersten Gemahlin Theodolinde (siehe oben).

Geb. 13. September 1848 in Stuttgart,

+ 26. November 1867 in Stuttgart.

Herzog Wilhelm Friedrich Alexander Ferdinand von Urach, Graf von Württemberg, Sohn des Herzogs Wilhelm Friedrich Philipp von Württemberg (+ 1830); der Erbauer des Lichtenstein.

Geb. 6. Juli 1810 in Stuttgart,

+ 17. Juli 1869 auf Schloß Lichtenstein.

Herzogin Maria Sophia Dorothea Karoline, Gemahlin des Herzogs Paul von Württemberg (+ 1860), geb. Fürstin von Thurn und Taxis, Mutter des Herzogs Maximilian (+ 1888).

Geb. 4. März 1860,

verm. 17. April 1827 auf Schloß Taxis bei Neresheim,

+ 20. Dezember 1870 in Regensburg.

Herzogin Florestine Gabriele Antoinette, zweite Gemahlin des Herzogs Wilhelm von Urach, geb. Fürstin von Monaco und Mutter des Herzogs Wilhelm von Urach (geb. 1864).

Geb. 22. Oktober 1833 zu Fontenay aux Roses, Dep. Seine,

verm. 16. Februar 1863 in Monaco,

+ 24. April 1897 in Stuttgart.

Herzogin Marie Elisabeth Margarethe Therese Josephe Albertine Antonie, dritte Tochter des Herzogs Albrecht von Württemberg (geb. 1865) und dessen Gemahlin Margaretha Sophia geb. Erzherzogin von Österreich (siehe unten).

Geb. 12. September 1899 in Potsdam.

+ 15. April 1900 in Meran.

Herzogin Margaretha Sophia Marie Annunciata Theresia Karoline Luise Josephine Johanna, Gemahlin des Herzogs Albrecht von Württemberg, Tochter des Erzherzogs Karl Ludwig von Österreich (+ 1896) und seiner zweiten Gemahlin Annunciata, geb. Prinzessin von Bourbon-Sizilien (+ 1871).

Geb. 13. Mai 1870 in Artstetten,

verm. 24. Januar 1893 in Wien,

+ 24. August 1902 auf Schloß Württemberg in Gmunden.

Wie viele bedeutsame Erinnerungen, welche gemischte Gefühle werden bei Aufzählung von vielen dieser Namen wachgerufen, welche Fülle von Betrachtungen drängen sich vor der Mehrzahl dieser Säрге auf, welches Stück württembergischer Geschichte bergen doch dieselben: Vater, Sohn und Enkel; Mutter Tochter und Enkelin, protestantische und katholische Fürsten und Fürstinnen, sie alle liegen hier nun ruhig und friedlich beieinander, von keinem neugierigen Besucher gestört, auf stiller Totenbahre dem himmlischen Appell entgegenschlummernd.

Es kann immerhin als ein eigenes Walten des Schicksals angesehen werden, daß der Einweihungstag zugleich auch der Todestag des Gründers der Kapelle wurde, indem Eberhard Ludwig am 31. Oktober 1733, also genau 10 Jahre nach der Einweihung, im Neuen Corps de Logis des Ludwigsburger Schlosses für immer die Augen schloß. Er starb ohne Nachkommen zu hinterlassen, weshalb die Regierung dem ältesten Sohn des früheren Herzog-Administrators (1677-1693) Friedrich Karl von Württemberg-Winnenthal (+ 1698), Karl Alexander zufiel (regierte 1733-1737).

Da derselbe bereits am 28. Oktober 1712 in Venedig zum Katholizismus übergetreten war, so schenkte er den von seinem Vorfahren getroffenen Bestimmungen wenig oder gar keine Beachtung trotz der Religions-Reversalien von Belgrad (28. November 1729), Ludwigsburg (16. Dezember 1732), Winnenthal (28. Februar 1733) und Stuttgart (17. Dezember 1733).

In seinem Testament, datiert Ludwigsburg 11. Februar 1732, unter Fünftens, Absatz 8, traf Eberhard Ludwig wegen der Schloßkapelle nachstehende Verfügung:

„Was unsere Hof-Capelle allhier zu Ludwigsburg anlangt, an welche vielleicht ein römisch-catholischer Regente Anspruch nehmen dörfte, so ist dieserhalb Unsere ernstliche Meinung und unverbrüchlicher Wille, daß dieselbige nicht nur weilen die jährliche Synodal-Predigt darinnen zu halten, sondern auch weilen Wir sie selbst zu Unserm Gedächtnus erbauen lassen, zudem Unseres Sohnes und ErbPrintzens Liebden allbereits darinnen ruhen, und Wir endlich selbst Unsern nach Gottes heiligem Willen verblichenen Leichnam darein versenckt wissen wollen, denen römisch-catholischen Religions-Verwandten nicht eingeräumet – darinnen keine andere als die Evangelisch-Lutherische Religion gelehret und geprediget, kein Simultaneum erstattet und dieselbe von Unsern Successoribus am Regiment weder aufgehoben noch beschrencket, sondern da ohnehin noch viele Fürsten des Stammes und Nahmens von Württemberg der Evangelisch-Lutherischen Reli-

gion zugetan, vorhanden, welche etwa künftighin Administrationes führen, oder sonsten am Hofe sich aufhalten dörfen, dieselbe in derjenigen Verfassung, wie Wir sie hinterlassen, ewiglich gelassen, im baulichen Stand und Wesen erhalten, mit Evangelischen Predigern zu allen Zeiten versehen, in dem Gottesdienst die mindeste Änderung nicht vorgenommen, und darinnen weder Zihl noch Maas, weder Zeit noch Stunde gesetzt und vorgeschrieben, auch nicht gestattet werden solle, daß von ihren Religions-Verwandten der geringste Anlaß deßhalb zu einiger Beschwehrg gegeben werden möge, dahingegen Wir ihnen an deren Statt erlaubt haben wollen, daß sie allhier zu Ludwigsburg eine andere Hof Capelle vor sich erbauen lassen mögen.“

In welcher Weise Karl Alexander jene letzte Willensäußerung befolgte, geht daraus hervor, daß er 1735 die Kapelle für den katholischen Gottesdienst einrichten ließ, eine Handlung, welche im ganzen Lande großen Unwillen hervorrief. Selbst als den Herzog im hiesigen Schloß am Abend des 12. März 1737 ein rascher, bis heute noch nicht völlig aufgeklärter Tod ereilte und sein ältester Sohn Karl Eugen die Regierung antrat, blieb die Kapelle noch viele Jahre ein Zankapfel zwischen dem Herzog und der Landschaft. Am 22. April 1744, kurz nach Karls Mündigkeitserklärung, machte die Landschaft eine Eingabe an den Herzog, in welcher die Wiedereinräumung des evangelischen Gottesdienstes gefordert wurde. Die am 18. Dezember 1744 erfolgte Erwiderung des Herzogs lautete:

„Ihro Hochfürstl. Durchlaucht behalten sich vor, in der Catholischen Schloß Capelle zu Ludwigsburg auch bey Höchstderoselben oder dero Hof Caplanen halten zu lassen, welchen die zu Ludwigsburg Ingesessene mitbesuchen mögen, doch unter der fürstl. Zusage und Vorsicht, daß solcher nur in der Hof Capelle zu gedachtem Ludwigsburg, folglich ohne einige Consequenz auf andere Ort in dem Land bey Abwesenheit fürstlicher Persohnen haltender Gottesdienst in denen Schranken eines Cultus privati verbleiben, und daher auch weder die Läutung der auf der Capelle annoch befindlichen Glocke, noch andere ad cultum publicum gehörige Zaichen oder Handlungen daselbsten gestattet oder vorgenommen werden sollen.

Und gleichwie Seine Hochfürstl. Durchlaucht die daselbst befindliche und bißhero zu dem Catholischen Gottesdienst gebrauchte Capelle demselbigen zu entziehen und dem Evangelischen Gottesdienst wieder einzuräumen, sich nicht entschließen können.

Also gedenken Sie hingegen, deren Evangelischen Hof-Staat einen öffentlichen cultum bey Hof ganz nicht zu versagen, und versichern

darheo, daß zu Einrichtung einer Evangelischen Capelle und zu Haltung ihres öffentlichen Gottesdienstes in derselbigen ein besonderer hiezu bequemer Platz in dasigem Schloß angewiesen und zugerichtet werden solle.

ad. 5 Glauben Seine hochfürstl. Durchlaucht durch die oben puncto 3 gethane Äußerung allbereits ein solches annehmliches Temperament ratione der Schloß Capell zu Ludwigsburg getroffen zu haben, daß man sich an seiten der Landschaft darbey beruhigen werde.“

In der Hochfürstl. Assecurations-Resolution „die Schloß-Kapelle zu Ludwigsburg und Einrichtung des Cultus Pontificii darinnen betreffend“, die der Herzog am 21. März 1745 auf wiederholtes Ersuchen der Landschaft abgegeben hatte, heißt es:

„Nachdem Unsere treu gehorsamste Landschaft bey Uns wieder-mahlen unterthänigst angesucht, Wir möchten die Hof-Capelle zu Ludwigsburg, welche Unsers in Gott ruhenden Herrn Vatters, Hertzog Carl Alexander Gnaden zu Haltung des Catholischen Gottesdienstes an Sich gezogen, zu dem Evangelischen Gottesdienst gnädigst wiederum restituiren, und vor Uns und Unsern Hof Staat einen andern gelegenen Orth aptiren lassen: Nichtweniger den in dem Frisonischen Garttenhauß zu Ludwigsburg bißhero gepflogenen Catholischen Gottesdienst abzustellen, und die Catholische Eingesessene nach Maaßgaab deß Westphälischen Friedens Schlusses, und deren von Uns bei Unserem Regierungs Antritt ausgestellter Religions-Assecurationen zur Privat Devotion in ihren Häusern, und zum Besuch des auswärtigen Gottesdiensts in der Nachbarschaft anzuweisen geruhen; so haben Wir nach eingemommener genugsamer Einsicht und Ueberlegung Uns zwar nicht entschließen können, bemeldte von Unsers Herrn Vatters Gnaden zu Ihrem Privat-Hof-Gottesdienst eingezogene – auch zu Ihro und der Ihrigen künftiger Ruhe Städte gewiedmete Hof Capelle zurück zu geben, hingegen dabey keinen Anstand nehmen können, Unserer Treuehorsamsten Landschaft die wiederholte Landesväterliche Erklärung und gnädigste Versicherung beizufügen, daß Wir bey solchem Unserm Privat Gottesdienst kein Geläut, noch sonsten andere nur ad cultum publicum gehörige Zaichen und Handlungen gebrauchen, oder vornehmen, sondern alles hierunter durchaus nach denen von Uns aigenhändig unterschriebenen Religions-Assecurationen und Reversalien beobachten, vornehmlich aber Unsern Privat Gottesdienst daselbst durch keinen andern besondern Priester, sondern durch Unsere ohnehin habende Hof Caplans versehen lassen wollen. Dahingegen wir Uns gnädigst entschlossen haben, zu künftiger Haltung des



Unserm Hof Staat gebührenden öffentlichen Gottesdiensts in Unserm fürstl. Schloß das Unserer Hof Capell gegenüberstehende Gebäu einzuräumen, und solches aus denen Mitteln des Geistlichen Guths zu solchem Gebrauch einrichten, den Gottesdienst aber durch Unsere Evangelische Hof- oder andere Prediger verrichten zu lassen.

Was demnächst den in dem Frisonischen Garttenhaus bißhero gepflogenen Gottesdienst betrifft, so werden Wir Unserer unterm 18ten Dec. pr. a: hierüber getanen gnädigsten Zusage zu folge denselben nunmehr in Conformität des Instrumenti Pacis und Unserer Religions-Assecurationen würcklich abstellen, und gänzlich aufheben lassen, dabey Wir uns aber zu Unserer Treuehorsamsten Landschaft des weitem gnädigst verstehen, daß Sie aus untertänigster Devotion und Liebe gegen Uns Sich nicht werden entgegen seyn lassen, daß die wenige Catholische Einwohner zu Ludwigsburg die zum Privat-Gottesdienst vor Uns und Unsern Hof Staat gewidmete Hof Capelle auch bey Unserer Abwesenheit besuchen mögen.

Wobey Wir die weitere fürstliche bündigste Versicherung anhängen, daß diese besondere Anordnung nicht allein auf keinerlei Art mißbraucht, oder zur Consequenz auf andere Ort in dem Land gezogen, sondern auch, daß solche unseren vorhin erteilten Assecurationen in keinem andern Stück nichts projudiziren, vielmehr alles bey denen alten wegen der Evangelischen Religion in Unserm Hertzogthum gemachten Verordnungen, Landes-privilegien, Freyheiten, Rechten und Gerechtigkeiten, auch fürstlichen Assecurationen und Religions-Reversalien sein ungeändertes Verbleiben haben, und dargegen nichts vorgenommen, noch zu thun gestattet werden solle.

gegeben Ludwigsburg, den 21ten Martii 1745.

Carl H: Z: W:“

Sein oben gegebenes Versprechen, das der Schloßkapelle auf der Westseite gegenüber stehende Gebäude zur Abhaltung des evangelischen Gottesdienstes einrichten zu lassen, mußte der Herzog umsomehr halten, als er sich auf seiner Rückreise von Berlin, aus Anlaß seines Regierungsantritts (23. März 1744), in Bayreuth mit der evangelischen Prinzessin Elisabeth Sophia Friedrike verlobte (geb. 1732, + 1780), einer Tochter des Markgrafen Friedrich von Brandenburg-Bayreuth (+ 1763), dessen Gemahlin Friedrike (+ 1758) eine Schwester Friedrichs des Großen war.

Genanntes Gebäude (jetzige Ordenskapelle) ließ Herzog Karl durch den damaligen Major und Oberbaudirektor Johann Christoph

David von Leger (Begründer der württ. Artillerie, + 27. August 1791 in Ludwigsburg als Generalmajor) zu einer evangelischen Hofkapelle einrichten und am 6. Oktober 1748 in Anwesenheit der Herzogin Friederike, deren Vermählung am 26. September in Bayreuth stattfand, feierlich eingeweiht; der damalige Oberhofprediger und Prälat Ludwig Eberhard Fischer (Schwiegervater des Generals Rieger, geb. 1695 in Aichelberg OA. Schorndorf, + 1773 in Stuttgart) hielt die Einweihungsrede über den 118. Psalm Vers 24 und 25.

König Friedrich ließ diese neu eingerichtete Kapelle 1810/11 durch seinen Baumeister Nikolaus Thouret zu einer Ordenskapelle umwandeln; sie wird seit 1816 nicht mehr benützt.

Unter den Nachfolgern Herzog Karls, seinen beiden Brüdern Ludwig Eugen (reg. 1793-1795) und Friedrich Eugen (reg. 1795-1797) wurde in der ursprünglich evangelischen Schloßkapelle gleichfalls katholischer Gottesdienst gehalten. Erst der in der Landesreligion erzogene Herzog Friedrich II. und spätere König gab die Kapelle ihrer ursprünglichen Bestimmung wieder zurück, indem er dieselbe an Pfingsten 1799 für den evangelischen Gottesdienst wieder einweihen ließ während den Katholiken durch Dekret vom 19. Februar 1798 ein Betsaal angewiesen wurde und als sich dieser nicht mehr als hinreichend erwies, 1804 die jetzige alte Garnisonkirche auf dem Marktplatz, welche 1808 zur Pfarrkirche erhoben wurde.

Ein Jahr nach dem, im Oktober 1828 erfolgten Ableben der Königin-Witwe Charlotte Auguste Mathilde, am 11. Oktober 1829, erteilte König Wilhelm I. die Genehmigung, die Kapelle zum katholischen Gottesdienst benützen zu dürfen, worauf am 25. Oktober die Übergabe an die katholische Gemeinde erfolgte; demgemäß ist sie bis heute noch katholische Stadtpfarrkirche.

Von fürstlichen Trauungen, die in der Kapelle vollzogen wurden, sind zu erwähnen:

Am 5. Juli 1796 diejenige der Prinzessin Henriette (geb. 1767 + 1817), Tochter des Herzogs Ludwig Eugen, mit dem Fürsten Karl Joseph von Hohenlohe-Bartenstein (geb. 1766, + 1838); 9 Jahre später, als der politische Horizont anfang, sich immer mehr zu verfinstern, und zu derselben Zeit, als Napoleons Truppen unter dem Kommando der Marschälle Ney und Lannes ihren Durchzug hier hielten, traute am 28. September 1805 der von Stuttgart hieher berufene Oberhofprediger und Konsistorialrat Dr. Süskind (1829) den Großvater unseres jetzigen Königs, den Prinzen Paul mit der Prinzessin Charlotte von Sachsen-Altenburg, vormals Hildburg-

hausen. Die am 28. September 1811 erfolgte Trauung der Prinzessin Luise (geb. 1789, + 1851), einziger Tochter des Herzogs Eugen von Württemberg, + 1822) mit dem Fürsten August von Hohenlohe-Oehringen (geb. 1784, + 1853) schließt die Reihe der fürstlichen Trauungen.

Von bekannten Persönlichkeiten wurden in der Kapelle getraut:

am 4. Februar 1727 Hofmarschall und Oberstallmeister Friedrich Wilhelm Graf von Grävenitz (ein Verwandter des Premierministers), mit der Baronin Sophia Luisa von Wendessen;

am 30. März 1728 Regierungsrat und nachmaliger Minister Friedrich August von Hardenberg (geb. 1700, + 1760) mit Maria Elisabeth von Gemmingen;

am 29. September 1807 Staatssekretär und späterer Staatsminister Karl Ludwig August Graf von Taube (+ 1816) mit der Reichsgräfin Wilhelmine Karoline Sophie von Zeppelin (geb. 1791, + 1872 als Witwe des 1843 gestorbenen bad. Geheimrats Freiherr Ludwig von Haynau).

Von weiteren denkwürdigen Handlungen in der Kapelle sind noch zu bemerken:

am 12. Mai 1799 die feierliche Konfirmation der Prinzessin Katharina (geb. 1783, + 1835), Schwester des Königs Wilhelm I. und des Prinzen Paul, der späteren Gemahlin des Königs Jérôme von Westfalen, nachmaliger Fürstin von Montfort; die Einsegnung geschah im Beisein der Eltern und Geschwister durch den Oberhofprediger und Oberkonsistorialrat Gottlob Christian Storr (+ 1805).

Als letzte bedeutsame Handlung vor Übergabe der Kapelle an die hiesige katholische Gemeinde war die am Palmsonntag 1826 (19. März) durch den Oberhofprediger Prälaten August Heinrich d'Autel (+ 1835) in Anwesenheit des Königs Wilhelm J. und seiner Gemahlin der Königin Pauline, der Königin-Witwe Charlotte Auguste Mathilde und anderer Fürstlichkeiten vollzogene Konfirmation der Prinzessin Pauline Friederike Maria (geb. 1810, + 1856), zweitältesten Tochter des Prinzen Paul von Württemberg, seit 1829 Gemahlin des Herzogs Wilhelm von Nassau-Weilburg (+ 1839).

Unter den vielen Beisetzungen sind wohl die der beiden Herzoge Karl Alexander am Abend des 11. April 1737 und die seines ältesten Sohnes Karl Eugen in der Nacht vom 30./31. Oktober 1798 am großartigsten begangen worden; auch die feierlichen Exequien welche am 24. Februar 1794 und 27. Mai 1795 für die Herzoge Karl Eugen und Ludwig Eugen gehalten wurden, verdienen Erwähnung.

Besondere Schicksale hat die Kapelle bis jetzt keine erlebt, ausgenommen einige Kirchendiebstähle. Der erste wurde im Januar 1726 begangen, wo der Zimmermann Michael Winden eine Anzahl Silbergeräte entwendete, er wurde jedoch am 28. Januar in Karlsruhe verhaftet und zugleich mit der Mehrzahl der gestohlenen Gegenstände ausgeliefert. Schon nach Verfluß von 2 Jahren (1728) wurde ein weiterer Diebstahl verübt, der Dieb konnte sich aber nur die goldenen Fransen und Tressen des Altar- und Kanzeltuches und ähnliches aneignen, die allerdings wertvoll genug waren, indem der mit dem Handelsmann Aegidius Böhm aus Stuttgart wegen der Neulieferung abgeschlossene Akkord die Summe von 580 fl. noch überschritt; der Täter konnte leider nicht ermittelt werden. Im Jahr 1758 wurde derselbe Diebstahl wiederholt, aber auch in diesem Falle blieb die angestellte Untersuchung erfolglos. Ein vierter Diebstahl fällt in das Jahr 1838, wo der 24jährige frühere Arbeitshaussträfling und Silberarbeiter Joseph Bauernheim von Stuttgart am Abend des 5. April die Monstranz (welche er zerbrochen hatte), 1 wertvollen Kelch, 1 silbernes und vergoldetes Kreuz, sowie einige andere silberne Gefäße zu entwenden suchte, aber durch zwei den Gruftweg daher kommende Arbeitshausaufseher bemerkt wurde; ihre Aufmerksamkeit erregte ein ungewöhnlich heller Lichtschein, was dieselben veranlaßte, von ihrer Entdeckung Anzeige bei dem katholischen Stadtpfarrer und dem Kastellan zu machen; letzterer ließ sofort die Ausgänge der Kirche durch Soldaten der Schloßwache besetzen und hernach das Innere durchsuchen. Als der Dieb, welcher die Gegenstände bereits in ein Tuch verpackt hatte, sich entdeckt sah, versteckte er sich in einem Kasten der Sakristei, wo er, die Unmöglichkeit einer Flucht einsehend, sich mit einem Messer eine Stichwunde beibrachte, die am 12. April seinen Tod im Ludwigsburger Stadtpital herbeiführte. –

Am 31. Oktober 1903 sind gerade 180 Jahre verflossen, seit die Einweihung der Kapelle – der ersten Kirche in Ludwigsburg – stattgefunden hat. Eine Reihe von gewaltigen, tiefeingreifenden Ereignissen und Umwälzungen auf allen Gebieten hat sich innerhalb dieses Zeitraums vollzogen, Kirchen wurden zerstört und neue gebaut, Generationen sind dahingegangen, neue an ihre Stelle getreten, große Kriege sind geführt worden, aber die Kapelle steht, unberührt vom Wandel der Zeiten, immer noch in ihrer ganzen Schönheit vor uns; möge dieses Gotteshaus auch fernerhin als eine Stätte des Glaubens und des Friedens dienen und erhalten bleiben.

Ludwigsburg ums Jahr 1730.

Nach den Memoiren des Barons Karl Ludwig von Pöllnitz<sup>1)</sup>.  
Von Professor Raunecker.

Wenn auch in unserer einheimischen Geschichtsliteratur die Quellen über die Gründung und die weiteren Schicksale Ludwigsburgs reichlich fließen, so daß die kurze und doch so inhaltsreiche Geschichte dieser jüngsten unter den schwäbischen Städten in ihren wesentlichen Zügen vom ersten Anfang, ja man kann sagen vom ersten Tage an klar vor unseren Augen steht<sup>2)</sup>, so dürfte es doch nicht uninteressant sein, auch aus dem Munde eines Fremden, eines weitgereisten Mannes, zu vernehmen, welche Eindrücke er bei einem Besuche der neugegründeten Residenzstadt empfangen hat und wie sein Urteil über diese Schöpfung der Fürstenlaune lautet. Daß gerade Zeugnisse und Urteile von Fremden für eine richtige, unbefangene Beurteilung der eigenen Verhältnisse hohen Wert haben können, ist ja zu allen Zeiten anerkannt worden und wird besonders von G. Rümelin in seiner Abhandlung „Altwürttemberg im Spiegel fremder Beobachtung“<sup>3)</sup> in folgenden Worten überzeugend dargelegt: „Wir haben immer ein Interesse dafür, wie ein Fremder von Einsicht und Bildung über die Stadt, in der wir wohnen, das Volk und Land, dem wir angehören, urteilen wird. Wir selbst sehen den Wald vor Bäumen nicht, wir vermögen das Charakteristische nicht von dem allgemein Menschlichen oder in den Zeitverhältnissen Liegenden zu unterscheiden. Der Fremde sieht wie aus der Vogelperspektive, das Einzelne oberflächlich und ungenau,

<sup>1)</sup> Außer den Lettres et Mémoires des Baron von Pöllnitz sind als Hilfsmittel benützt: Droysen „Pöllnitz“ in seiner Geschichte der preuß. Politik. 4. Teil. Koser „Pöllnitz“ in Allg. Deutsch. Biogr. Friedrich d. Große Oeuvres. Außerdem verdankt Verf. Herrn Ingenieur Kübler hier wertvolle Angaben, sowohl über die Geschichte des Schlosses als über verschiedene hier genannte Persönlichkeiten.

<sup>2)</sup> Vergl. die Aufsätze in den Ludw. Geschichtsbl. 1900 S. 48 ffe 1901 S. 56 ff.

<sup>3)</sup> Württ. Jahrb. 1864 S. 262.

aber die Gruppierung des Ganzen, der spezifische Charakter, das Abweichen von der sonstigen Art und Sitte drängt sich ihm lebhafter auf. Er ist bloßer Zuschauer und spielt nicht selber mit, damit hat er für alles einen anderen Standort der Betrachtung.“

Nun ist freilich der Baron Karl Ludwig von Pöllnitz, mit dessen Reisewerk wir uns hier befassen wollen, ein Schriftsteller von eigener Art, an den wir nicht mit zu großen Erwartungen herangehen dürfen. Wohl war er ein Mann von Geist und Bildung, der in 25jährigem Wanderleben einen großen Teil Europas bereist und von Madrid bis Wien und Warschau, von London bis Neapel alle größeren Städte, alle Höfe besucht hat, und von dem man somit ein unbefangenes, freies Urteil erwarten könnte, aber nicht wissenschaftlicher Forschungstrieb und edle Mißbegierde hat ihm den Wanderstab in die Hand gedrückt, sondern der unwiderstehliche Drang nach Ungebundenheit und Genuß und zugleich die Hoffnung, das Glück zu erjagen, das ihm bald da bald dort unter dem trügerischen Bilde eines glänzenden Hofamtes oder eines reichen Gewinns winkte, das aber immer vor ihm floh, sowie er die Hand nach der gierig erhaschten Beute ausstrecken wollte. Ein Abenteurer ersten Rangs, wie er in richtiger Selbsterkenntnis in einer seiner anonymen Schriften sich nennt, ist er der wahre Typus eines vornehmen Glücksritters, wie deren das 18. Jahrhundert so viele aufweist, eine Figur, die uns in mannigfacher Hinsicht an die drollige, aber durchaus nicht bloß von der komischen Seite zu nehmende Gestalt des Riccaut de la Marlinière in Lessings Minna von Barnhelm erinnert.

Geboren am 25. Februar 1692 als Sohn des damaligen preußischen Obersten von Pöllnitz (gestorben 1693) wurde unser Pöllnitz, wenn man seinen Angaben glauben darf, schon als 16jähriger Jüngling (1708) von König Friedrich I von Preußen zum Kammerjunker ernannt, gab aber, gekränkt durch einen (übrigens wohlverdienten) Verweis des Königs wegen Pflichtversäumnis, schon 1710 diese Stellung auf und erbat sich die Erlaubnis, für einige Zeit zu reisen. Eine „Kavalierstour“ nach den bedeutendsten Städten des romanischen Westens und Südens, besonders nach Paris und Venedig zu machen, um dadurch seiner Bildung den letzten Schliff zu geben, galt ohnehin im 18. Jahrhundert als unerlässlich für den jungen Adeligen<sup>1)</sup> und zugleich als beste Vorschule für den Hofdienst, in dem damals der Adel das einzige Ziel seines Ehrgeizes erblickte. Bezeichnend für

<sup>1)</sup> Vergl. Kämmel, Deutsche Gesch. S. 885.

Pöllnitzens Art zu reisen ist gleich der Anfang. War auch der Stern Ludwigs XIV damals schon im Erbleichen, so läßt sich doch leicht begreifen, daß der glänzende Hof von Versailles, daß die Weltstadt an der Seine mit ihren Freuden und Genüssen das erste Ziel des lebenslustigen Jünglings bildete, der zu seinem Schaden schon allzufrüh selbständig geworden war. Zunächst begibt er sich nach Hannover, um sich dort von der Kurfürstin Empfehlungsbriefe an die Herzogin von Orleans zu erbitten; er verlebt daselbst einige Wochen herrlich und in Freuden, hat aber das Unglück all sein Reisegeld im Spiel zu verlieren und es vergehen nun einige Monate, bis seine Mutter sich von neuem dazu versteht, ihn mit den nötigen Mitteln auszustatten und bis er sich an Stelle des inzwischen verfallenen Reisepasses einen neuen verschafft hat. Da trifft die Nachricht vom Tod des Kaisers Joseph I ein und jetzt beschließt er, der Kaiserwahl in Frankfurt beizuwohnen, macht vorher noch eine Reise nach den Niederlanden und kommt dann sowohl im Oktober 1711 zur Wahl, als im Dezember 1711 zur Krönung nach Frankfurt. Dann reist er endlich über Köln, Antwerpen und Brüssel nach Paris, wo er zu Beginn des Jahres 1712 eintrifft, gleich bei Hof seine Aufwartung macht und sich in den Strudel der Vergnügungen wirft. Seine weiteren Reisen im einzelnen zu besprechen, können wir uns füglich ersparen, denn immer wiederholt sich dasselbe Bild. „Gewöhnlich erscheint er um eine Anstellung zu erhalten, sein Glück am Spieltisch und in Liebeshändeln zu erproben, heute bei diesem und morgen bei jenem zu borgen und schließlich seine Gläubiger um ihr Geld und seine Wirte um die Zeche zu prellen.“ Es mag hinsichtlich dieser Reisen die Bemerkung genügen, daß er fast alle Höfe Europas aufgesucht hat, mit besonderer Vorliebe aber immer und immer wieder zu den Freuden von Paris zurückkehrte, daß er sich beständig mit seinen Gläubigern herumzuschlagen hatte, die wiederholt Haftbefehle gegen ihn erwirkten und ihm das Leben recht sauer machten, daß er 1717 in Paris von der reformierten Kirche zum Katholizismus übertrat, um desto leichter die heiß ersehnte Anstellung am französischen Hofe zu erlangen, in Preußen aber, von demselben Beweggrund geleitet, wieder Protestant wurde, dieses Spiel noch öfters wiederholte und mehreren Zeugnissen zufolge, im ganzen dreimal katholisch geworden ist, daß er endlich zuweilen, wenn auch immer nur auf ganz kurze Zeit, in Amt und Würden gestanden hat und nach einer allerdings nicht ganz zuverlässigen Angabe an den Höfen von Versailles und Braunschweig Kammerherr gewesen ist und dem Herzog von Weimar als Fähnrich, dem Kaiser als Rittmeister, dem

König von Spanien als Oberst, dem Papst als Kämmerling gedient hat. Er selbst hat Humor und Unverfrorenheit genug, um in einer seiner Schriften von sich selbst unter dem Namen eines Barons v. P. folgende Schilderung zu entwerfen: „Ein Kavalier von Geist und feiner Lebensart, aber Abenteuer ersten Rangs, ein richtiger Proteus: Höfling, Spieler, Schriftsteller, Kolporteur, Protestant, Katholik, Kanonikus, was weiß ich weiter!“

Vom Jahre 1735 an tritt er in ein etwas ruhigeres Fahrwasser. In diesem Jahre erscheint er plötzlich von Wien her in Berlin, wird von König Friedrich Wilhelm I zum Kammerherrn ernannt und ist dann in dem berühmten Tabakskollegium ein wegen seiner Unterhaltungsgabe gern gesehener Gast; vielleicht war der Verdacht verschiedener Hofbeamten, daß er zugleich als Spion sowohl in Österreichs als in Sachsens Diensten stehe, nicht unbegründet. Friedrich der Große, der als Kronprinz das treffende Urteil über ihn gefällt hatte „divertissant beim Essen, nachher einsperren“, ernannte ihn gleich nach seinem Regierungsantritt zum Oberzeremonienmeister, erhöhte seinen Gehalt von 250 auf 1400 Taler und bezahlte ihm 6000 Taler Schulden; aber wenn er ihn auch als heiteren, geistreichen Gesellschafter, der über alle Höfe und alle hervorragenden Persönlichkeiten genau Auskunft geben und diese mit pikanten Anekdoten würzen konnte, gerne in seiner Umgebung sah, so wußte er ihn dennoch immer in gemessener Entfernung zu halten, ließ ihn zuweilen deutlich seine königliche Macht fühlen und ergoß über ihn seinen mit bitterstem Sarkasmus getränkten Spott, so daß er ihn nahezu zu einem Hofnarren herabwürdigte. Wohl bäumte sich das bischen Ehrgefühl und Selbstbewußtsein, das in der Brust des Barons zurückgeblieben war, gegen eine solche Behandlung auf, er erbat seinen Abschied und erhielt denselben am 1. April 1744 in einem Schriftstück voll des bittersten Hohnes. Aber wie der König, prophezeit hatte, bereute Pöllnitz schon bald seine Unbesonnenheit und wandte sich in einem demütigen Schreiben wieder an des Königs Gnade. Dieser erteilt ihm zunächst eine derbe Lektion wegen seiner Undankbarkeit, erklärt sich aber schließlich bereit, ihn nochmals zu Gnaden anzunehmen, falls er sich folgenden Bedingungen unterwerfe:

1. Der König werde in ganz Berlin bekannt machen lassen, daß es bei 100 Dukaten Strafe verboten sei, dem Baron irgend etwas, sei es Geld oder Waren, zu leihen.
2. Der König verbiete ihm aufs entschiedenste jeden Verkehr mit den Gesandten fremder Mächte.
3. Wenn Pöllnitz zur königlichen Tafel gezogen werde, so habe er sich wohl zu hüten, durch Verdrießlichkeit die gute Laune der anderen.



Gäste zu stören, vielmehr soll er die fröhliche Stimmung zu erhöhen bemüht sein. In einer eigenhändigen Nachschrift dazu bemerkt der König noch, wenn Pöllnitz, wie er sich geäußert habe, lieber Schweine hüten, als großen Herren dienen wolle, so könne es ihm an Verwendung nicht fehlen, er brauche nur nach Westfalen zu gehen; dann hält er ihm nochmals seine Undankbarkeit und sein charakterloses Verhalten vor, wegen dessen er es verdienen würde, zeitlebens in vier festen Wänden eingeschlossen zu werden. Nach diesem so schnöd mißglückten Versuch, seine Selbständigkeit zu erlangen, gab der Mann, der bisher an ein so ungebundenes Leben gewöhnt war, alle Selbständigkeitsgelüste auf und verblieb bis zu seinem am 23. Juni 1775 erfolgten Tod im Dienste Friedrichs des Großen, der ihn noch zum ersten Kammerherrn, zum Theaterdirektor und zum Mitglied der Akademie der Wissenschaften ernannte, aber wegen seines beständigen Geldmangels und seines leichtfertigen Charakters doch stets verspottete und verhöhnte. So feiert er z. B. in einer poetischen Epistel Pöllnitz als einen Philosophen, der die Lehren eines Sokrates, eines Plato beherzige und die Reichtümer verachte und schließt mit der überraschenden Wendung: „Alter Baron, du bist der unfreiwillige Philosoph.“ Als Pöllnitz einst dem König einen fetten Truthahn gesandt hatte, wurde er dafür mit einem Mastochsen belohnt, der mit der doppelsinnigen Inschrift zwischen den Hörnern „Pöllnitz un boeuf!“ unter dem Jubel der Berliner durch die Straßen geführt wurde. Endlich sei noch erwähnt, daß Friedrich Pöllnitzens Tod Voltaire mit den Worten mitteilt, niemand weine ihm eine Träne nach als seine Gläubiger.

Doch nicht seine abenteuerliche Reisen, noch die Dienste, die er dem König Friedrich II geleistet hat, sind es, die dem Baron von Pöllnitz, diesen „Vagabunden der vornehmen Welt“ berühmt gemacht haben, sondern seine Schriftstellerei. Wahrscheinlich war es die Not, die Sorge ums tägliche Brot, die ihn auf den Gedanken brachte, den reichen Stoff an Hofgeschichten, Anekdoten und Abenteuern, über den er verfügte, schriftstellerisch zu verarbeiten und einem weiteren Kreise zugänglich zu machen. Nachdem er schon vorher mit einigen kleineren, meist ohne Namensnennung herausgegebenen Schriften (*Amusements des eaux de Spaa*, *Saxe galante*, *Etat abrégé de la cour de Saxe sous le règne d' Auguste III roi de Pologne*) sein Glück versucht hatte, trat er 1734 mit seinem Hauptwerk hervor, das sozusagen die Frucht seines Vagabundierens an allen Höfen Europas enthielt: *Mémoires de Charles Louis Baron de Pöllnitz, contenant les*

observations qu'il a faites dans ses voyages et le caractère des personnes qui composent les principales cours de l' Europe. In Briefen an einen Grafen v. S. erzählt hier Pöllnitz eine Rundreise durch Europa, die er angeblich in den Jahren 1729 bis 1733 gemacht hat; indessen ist aus verschiedenen chronologischen Irrtümern ersichtlich, daß die Datierung dieser Briefe eine willkürliche ist; Pöllnitz hat eben, als er seine Reisen beschrieb und hiefür die Form von Briefen wählte, sich einen Rahmen zurecht gemacht, in den er seine Reisen eingereiht hat, während sich diese tatsächlich über einen weit größeren Zeitraum erstreckt haben. Diese Reisebriefe, in angenehmem Plauderton geschrieben, fanden solchen Anklang, daß rasch nach einander mehrere Auflagen erschienen und Pöllnitz sich ermutigt fühlte, das dreibändige Werk um zwei Bände zu erweitern, in denen er eine Fortsetzung nach rückwärts gab und seine in die Jahre 1710 bis 1723 fallenden Reisen erzählte; diese Bände, 1737 herausgegeben, führen den Titel: *Nouveaux mémoires du Baron de Pöllnitz, contenant l' histoire de sa vie et la relation de ses premiers voyages*. Beide Werke wurden dann in mehreren Auflagen zusammen herausgegeben, sie wurden sehr gerne gelesen und waren für die Kavaliere jener Zeit das, was der Bäderführer für die heutigen Touristen ist. Wie schon der Titel andeutet, will Pöllnitz in erster Linie die verschiedenen Höfe schildern, die er besucht hat; er berichtet, was er über die Persönlichkeit jedes Fürsten, die Geschichte seines Hauses und seines Landes, seine Familie, seine Hofhaltung und seinen Hofstaat, seine Einkünfte, seine Residenz und deren merkwürdigste Gebäude und etwaige Kunstschatze zu erzählen weiß, und dies alles in fließender, leicht und angenehm zu lesender Darstellung, gewürzt mit zahlreichen Anekdoten und persönlichen Erlebnissen, so daß man noch heute sich gerne seiner Führung auf einige Stunden überläßt, um aus seiner Darstellung das Leben und Treiben der vornehmen Kreise, wie es im 18. Jahrhundert üblich war, kennen zu lernen. In französischer Sprache geschrieben, wie alle seine Schriften, war das Werk hauptsächlich für den Adel bestimmt, der sich damals mit besonderer Vorliebe dieser Sprache bediente, und sollte allen, die die übliche Rundtour an den europäischen Höfen machen wollten, die hierzu wünschenswerten Kenntnisse vermitteln. In die Tiefe zu dringen ist nicht Pöllnitzens Sache; es fällt ihm nicht ein, die Regierungsweise der Fürsten zu kritisieren; wenn sie nur recht großen Glanz entfalten und Fremden gastfreundliche Aufnahme gewähren, so finden sie seinen vollen Beifall. Auf Architektur und Malerei versteht er sich, wie er ausdrücklich erklärt, nicht näher; wo er von interessanten

Bauwerken und Gemälden spricht, beschränkt er sich meistens darauf, den allgemeinen Eindruck wiederzugeben, doch ist deutlich zu ersehen, daß er unbedingt dem Modegeschmack seiner Zeit huldigt. Seine geographischen Angaben sind mit einiger Vorsicht aufzunehmen; wenn er z. B. allen Ernstes versichert, Stuttgart werde durch einen kleinen Fluß, den man den Neckar nenne, in zwei Hälften geteilt, so liegt die Vermutung nahe, daß er den Neckar mit dem Nesenbach verwechselt hat; ferner nennt er Wildbad, wo er dem Herzog von Württemberg einmal seine Aufwartung machte, stets „Wildstadt“.

Im allgemeinen wird man ihm glauben dürfen, daß sein Werk sich auf eigene Beobachtungen und Erlebnisse aufbaut; aber ganz aus dem Gedächtnis ist es jedenfalls nicht niedergeschrieben, sondern er wird allerlei Aufzeichnungen, Konzepte von Briefen u. s. w. zur Verfügung gehabt haben; manche Angaben, wie besonders die geschichtlichen, mögen auch Büchern entnommen sein. Das Werk spricht den Leser durch die Einfachheit, Schlichtheit, fast möchte man sagen Naivität der Darstellung an und namentlich erweckt das ein günstiges Vorurteil für den Verfasser, daß dieser sich selbst durchaus nicht schont und treuherzig manche Szenen und Abenteuer schildert, bei denen er durchaus keine rühmliche Rolle spielt. Aber bei genauerem Zusehen findet man doch, daß das Werk keineswegs so harmlos ist, wie es sich gibt; was Droysen über das letzte Werk des Barons Pöllnitz sagt, die erst nach dem Tode des Verfassers herausgegebenen *Mémoires pour servir à l'histoire des quatre derniers souverains de la maison de Brandenbourg*, gilt zu einem guten Teil auch von dessen Reisewerk: „Man wird wohl tun, in dem geistreichen Geplauder dieses immer lächelnden Höflings die verstohlenen Absichtlichkeiten, die heimlichen Bosheiten und Giftstiche nicht unbeachtet zu lassen, mit denen er seiner Erzählung den nötigen haut goût gibt; ... für so manche Beschämung, Mißachtung, moralische Demütigung, die er von anderen hinnehmen muß, ist es seine Genugtuung, von andern übel zu reden, von denen, die ihm immer wieder verziehen und wohlgetan, am übelsten.“

Nach Württemberg ist Pöllnitz, seinen Angaben zufolge, zweimal gekommen. Als er das erste Mal dem Herzog seine Aufwartung machen wollte, im Jahre 1718, hielt sich dieser mit seinem Hofe in Wildbad auf und so begab sich Pöllnitz denn auch dorthin. Wildbad (von ihm fälschlich „Wildstadt“ genannt) erscheint ihm als der elendeste Flecken Deutschlands, doch rühmt er die Heilkraft seiner Mineralquellen. Er bewundert die Größe des Gefolges und die Pracht der Hofhaltung, wenn er auch das stille, durch keine rauschenden Ver-

gnügungen unterbrochene Leben etwas einförmig findet. Wenn der Hof in Ludwigsburg sei, bemerkt er, so herrsche, wie er vernommen habe, mehr Abwechslung unter den Lustbarkeiten; außer dem Spiele gebe es dort für gewöhnlich auch Theater, das der Herzog sehr liebe, wie er denn auch eine recht ordentlich besetzte französische Schauspielertruppe unterhalte.

Weit ausführlicher schildert Pöllnitz seinen zweiten Aufenthalt in Württemberg, der nach seiner Angabe in den Anfang des Jahres 1730 fällt; doch ist bereits bemerkt worden, daß die Datierung dieser Reisebriefe nicht ganz zuverlässig ist. Von München her kommt Pöllnitz über Augsburg und Ulm nach Stuttgart, das er aber vom Hofe verlassen findet, da der regierende Herzog Eberhard Ludwig seit Jahren seine Residenz in der von ihm erbauten Stadt Ludwigsburg aufgeschlagen habe, und so wendet er sich denn dorthin.

Gemäß dem fast regelmäßig von ihm eingehaltenen Schema eröffnet Pöllnitz den Bericht über seinen Aufenthalt in Ludwigsburg mit einer Charakteristik des regierenden Fürsten und der fürstlichen Familie, bleibt aber dabei ganz und gar an Äußerlichkeiten haften. Er schildert uns den Herzog als einen Mann von mittlerer Größe und schönem Wuchse, als gewandten Tänzer, Reiter und Wagenlenker; er selbst habe mitangesehen, wie der Herzog ein Gespann von 8 Rossen ohne Vorreiter leitete und diese nach den Regeln der Kunst, mit einer Geschicklichkeit, als hätte er nur ein einziges zu lenken gehabt, in der Reitbahn fahren ließ. Der Fürst liebe den Prunk, er sei von freigebigem Wesen, im Umgang mit seinen Kavalieren zeige er ungewöhnliche Leutseligkeit und Liebenswürdigkeit; in der Liebe sei er beständig, wie die immer noch leidenschaftliche Zuneigung zu seiner Geliebten, der er schon über 20 Jahre ergeben sei, beweise. Im letzten Kriege<sup>1)</sup> habe er die Reichsarmee am Oberrhein befehligt. – Der einzige Sohn<sup>2)</sup> des Herzogs führe den Titel Erbprinz, er sei von kleiner Gestalt aber schön gewachsen und besitze einen vortrefflichen Charakter, wie man ihn an einem Fürsten gar nicht besser wünschen könne, er sei leutselig, mild, freundlich und gefällig; er habe weite Reisen gemacht und sei ein leidenschaftlicher Freund von Prunk, Tanz, Schauspiel und Musik; er mute sich selbst viel zu und reite gewöhnlich jeden Morgen 7-8 Pferde. Seine Gesundheit sei so zart und er

<sup>1)</sup> Gemeint ist der spanische Erbfolgekrieg, 1701-1714.

<sup>2)</sup> Friedrich Ludwig, geboren am 14. Dezember 1698 in Stuttgart, gestorben den 23. November 1731 in Ludwigsburg.

selbst so wenig auf deren Schonung bedacht, daß man befürchten müsse, er werde kein hohes Alter erreichen. – Die Gemahlin des Erbprinzen, die als preußische Prinzessin den Titel „Königliche Hoheit“ führe<sup>1)</sup>, wird als eine majestätische, vornehme und hübsche Erscheinung geschildert; als eine Frau von ernstem Wesen finde sie an den Vergnügungen des Hofes wenig Gefallen, sei aber für Schmuck und Glanz eingenommen. Sie gehöre der reformierten Kirche an und habe einen eigenen Hofprediger, der in ihrer Wohnung predige; da zur Zeit auch Prinz Alexander von Württemberg anwesend sei, gebe es im Schlosse drei Kapellen von drei verschiedenen Bekenntnissen.

Vom Herzog und seiner Familie wendet sich die Schilderung dann der Umgebung des Herzogs zu und dabei kommt in erster Linie in Betracht eine Person, die halb zur Familie gehörte und die den Herzog und durch ihn das ganze Land beherrschte, die Gräfin Würben, oder, wie sie gewöhnlich genannt wird, die Grävenitz. Hier ergeht sich die Schilderung, die sonst etwas knapp ist, in behaglicher Breite, denn solche Hofgeschichten sind so recht nach dem Geschmack des Verfassers, dessen Darstellung sich in keiner Weise über den gewöhnlichen Klatsch erhebt; er macht nicht den geringsten Versuch, den merkwürdigen Einfluß der Grävenitz auf den Herzog psychologisch zu begründen und spricht mit keinem Worte von dem Konflikt zwischen dem Herzog und den Landständen, von der Bedrängnis des Landes und der allgemeinen Unzufriedenheit und Mißstimmung; er schreibt eben als ein Höfling, dem die breite Masse des Volks nur als eine willens- und rechtlose Herde erscheint und der an die Handlungen des Fürsten nicht den Maßstab allgemein menschlicher Pflicht und Sitte zu legen wagt. So erzählt er denn, daß Fräulein von Grävenitz<sup>2)</sup>, die einer adeligen Familie in Mecklenburg entstamme, nach Württemberg gekommen sei, in Bälde die Gunst des Herzogs gewonnen und dann den vermessenen Plan gefaßt habe, die rechtmäßige Herzogin zu verdrängen, daß aber diese durch eine Beschwerde beim Kaiser den Sieg über ihre Nebenbuhlerin davongetragen und deren Entfernung in die Schweiz durchgesetzt habe; der Herzog aber, der sich von der Geliebten nicht trennen mochte, sei ihr nachgereist und habe ihr da-

<sup>1)</sup> Henriette, Marie, Tochter des Markgrafen Philipp Wilhelm von Brandenburg-Schwedt; sie ist geboren den 2. März 1702, gestorben den 7. Mai 1782.

<sup>2)</sup> Ihr vollständiger Name ist Friedericke Christine Wilhelmine von Grävenitz; sie ist geboren den 4. Februar 1686 in Schwerin, gestorben den 21. Oktober 1744 in Berlin.

durch die Rückkehr in sein Land ermöglicht, daß er sie veranlaßte, mit dem Grafen von Würben eine Scheinheirat einzugehen (1710). Seit ihrer Rückkehr habe sie alle Macht in ihrer Hand und mache der regierenden Herzogin in jeglicher Weise das Leben sauer. Nach dem Tode ihres Gemahls<sup>1)</sup> habe sie ihre alten Wünsche und Hoffnungen wieder aufgenommen: „Sie veranlaßte den Herzog, Stuttgart zu verlassen und Ludwigsburg zu gründen<sup>2)</sup>. Sobald dieses Schloß einigermaßen bewohnbar war, bezog es der Herzog mit seiner Geliebten. Es gibt keine Intrigue, die die Favoritin nicht angewandt hätte, um selbst Herzogin zu werden, aber bis jetzt ist ihr das noch nicht gelungen. Indessen genießt sie alle Ehren einer regierenden Fürstin. Bei ihr versammelt sich der Hof, in ihren Gemächern finden die Spiele wie die Mahlzeiten des Herzogs statt. In jeder Hinsicht gilt sie Ihrer Kgl. Hoheit (der Erbprinzessin) als gleichberechtigt. Ihre Excellenz (so nennt man diese herrschsüchtige Favoritin und seit dem Tode ihres Mannes will sie nicht mehr anders angeredet sein) ist gegen 50 Jahre alt und besitzt einen ungewöhnlichen Einfluß. Sie wendet alle nur erdenklichen Mittel an, um die Spuren des Alters auf ihrem Gesichte zu verwischen. Ihr Geist zeigt ebensowenig Natürlichkeit, wie ihr Gesicht; ihr ganzes Wesen ist List und Heuchelei. Eifrig darauf bedacht, Reichtümer zusammenzuscharren, geht sie ganz in diesem Streben auf. Gegen den Herzog trägt sie die tiefste Ehrerbietung zur Schau, verlangt aber, daß alles vor ihr zittere und sich beuge. Da sie über alle Gnadenbezeugungen verfügt, bemüht man sich um ihre Gunst mehr als um die des Herzogs; wehe dem, der ihr Mißfallen zu erregen wagt! Indessen muß ich zu ihrem Lobe sagen, daß sie sich auf feine Lebensart versteht wie nur wenige Frauen Deutschlands, wenn sie sich gerade höflich zeigen will. Nur will sie es leider nicht immer. Schon seit langer Zeit ein herablassendes Weser annehmend, hat sie sich dasselbe förmlich zur Gewohnheit gemacht. Die wichtigsten Hofämter sind unter ihre Verwandten und Kreaturen verteilt. Ihr Bruder, der Graf von Grävenitz<sup>3)</sup>, ist Ober-

1) Gestorben 1720.

2) Diese Behauptung ist bekanntlich nicht ganz zutreffend, denn der Herzog legte den Grundstein zum Schlosse Ludwigsburg schon 1704 (vgl. Belschner. Ludw. Geschichtsbl. 1901 S. 56), seine Bekanntschaft mit der Grävenitz aber datiert erst seit 1706. Wohl aber dürfte der Herzog unter ihrem Einfluß seinen ursprünglichen Plan erweitert haben.

3) Friedrich Wilhelm v. Grävenitz, geboren 1679, gestorben 1754; er blieb auch nach dem Sturze seiner Schwester noch in Amt und Würde.

hofmarschall und erster Minister. Ich habe nicht leicht einen schöneren Mann gesehen. Ja, um gerecht zu sein, muß ich ihm das Zeugnis geben, daß er ebenso höflich ist, als seine Schwester herrschsüchtig. Der Herzog hat ihm vor mehreren Jahren die Würde eines Reichsgrafen erwirkt und er ist sogar in dieser Eigenschaft am Reichstage zugelassen worden und hat einen Platz auf der Bank der schwäbischen Grafen. Seinem Einfluß sucht niemand Abbruch zu tun als seine Schwester, der er sich nicht immer gefügig zeigt. Ja ihr Zwist soll zuweilen so scharf geworden sein, daß die Favoritin ihre ganze Macht aufbot, um ihren Bruder vom Hofe zu verdrängen, und dieser seinerseits, um seine Schwester zu entfernen, doch habe der Herzog immer wieder eine Aussöhnung zu stande gebracht.

Der erste Minister und dessen ältester Sohn sind mit dem preußischen Orden<sup>1)</sup> geschmückt; es gibt keinen Hof in Europa, an dem so viele und verschiedene Orden und Ordensbänder zu erblicken wären. Der Herzog trägt abwechselnd den dänischen Elefantenorden, den preußischen Schwarzen Adlerorden und seinen eigenen, den St. Hubertusorden. Der Erbprinz hat den preußischen Orden und den seines Vaters. Prinz Karl Alexander trägt den Orden vom Goldenen Vlies und den württembergischen Orden, sein Bruder, Prinz Ludwig, den polnischen Weißen Adlerorden. Freiherr von Schunck, ehemals herzoglicher Staatsminister, jetzt Obervogt, ist Ritter des Danebrog-Ordens. Wollte ich alle Ritter des Hubertusordens und der vielen von kleinen Fürsten gestifteten Orden anführen, so würde ich kein Ende finden.

„Der Geheime- oder Kabinettsrat<sup>2)</sup> des Herzogs besteht aus dem Erbprinzen, den Grafen von Grävenitz, Vater und Sohn, dem Baron von Schütz und Herrn von Pöllnitzs). Es gibt zwar noch

<sup>1)</sup> Gemeint ist der 1701 gestiftete Orden vom Schwarzen Adler.

<sup>2)</sup> Pöllnitz ist hier nicht ganz genau. Um den Geheimerat, der sich nicht immer gefügig zeigte, umgehen zu können, errichtete der Herzog 1717 das geheime Kabinet oder das Konferenzministerium, in dem die Landhofmeisterin tatsächlich den Vorsitz führte.

<sup>3)</sup> Der Verfasser teilt in einer Anmerkung zu dieser Stelle mit, daß dieser Herr von Pöllnitz 1732 den Hof verlassen und sich auf seine Landgüter in Sachsen zurückgezogen habe. Es ist dies Gottlob Friedemann von Pöllnitz, geb. 1681, Regierungsrats-Vizepräsident und wirklicher Geheimerat, seit 1718 Obervogt in Ludwigsburg, gest. 1757. Auffallend ist, daß der Schriftsteller Pöllnitz von seinen persönlichen Beziehungen zu diesem hochgestellten Manne und seiner Verwandtschaft mit ihm kein Wort spricht. Und doch hat er (nach den Mitteilungen des Herrn Ing. Kübler) längere

andere Staatsräte, aber da diese nicht zum Kabinettsrat beigezogen werden, genießen sie nicht dasselbe Ansehen, wie die andern.

Seine Hochfürstliche Durchlaucht haben sich alle Verfügungen über die Truppen vorbehalten, deren Zahl sich nach meiner Schätzung auf 4000 Mann beläuft. Dabei ist die aus zwei Kompanien bestehende Leibwache noch nicht mitgerechnet, die an äußerem Glanze alle Leibwachen in Deutschland übertrifft. Die eine dieser Kompanien wird befehligt von Generalleutnant Baron von Phul, die andere von einem Grafen von Witgenstein. Beide Kompanien haben gelbe Uniformen und unterscheiden sich von einander nur durch die Farbe der Aufschläge und der Wehrgehänge, die bei der einen schwarz, bei der andern rot sind. Die Offiziersuniformen sind gelb mit silbernen Tressen. Der Herzog hat auch eine Kompagnie Kadetten zu Pferd, alle von Adel; diese tragen rote Uniformen mit schwarzsamtenen Aufschlägen und Silbertressen; es stehen immer zwei auf Posten vor dem Gemach Seiner Durchlaucht.

„Der württembergische Hof hat ein so zahlreiches Personal wie nur wenige Höfe Deutschlands. Es ist da ein Oberhofmarschall (der Graf von Grävenitz, der Bruder der Mätresse), ein Hofmarschall (der zweite Sohn des Oberhofmarschalls), ein Obermundschenk (der Baron von Frankenberg), ein Oberstallmeister, ein Oberjägermeister, vier Kammerherren, eine große Anzahl Kammer- und Hofjunker, zwei Hauptleute der Leibgarde, Staats- und Hofräte in beträchtlicher Zahl, 20 Pagen, alle von Adel; endlich noch eine Menge Lakaien, Mundköche, Hofbäcker, Kellermeister.

„Der herzogliche Marstall ist einer der großartigsten in Europa; nirgends kann man schönere, besser zugerittene Pferde antreffen. Auch das Jagdzeug ist überaus prächtig und ich wüßte nichts anzugeben, woran es fehlen würde. Seine Durchlaucht unterhält eine französische Komödie, zu der jedermann freien Zutritt hat. Ball, Maskenscherz und Konzert gibt es häufig. Täglich ist große Gesellschaft bei der Favoritin, wobei Pikett, Quadrille und Pharaon gespielt wird, sodaß man hier alle Lustbarkeiten eines großen Hofes zu genießen hat. An der herzoglichen Tafel herrscht Pracht und feiner Geschmack. Gewöhnlich sind es 16 Gedecke; der Herzog sitzt zwischen Ihrer Kgl. Hoheit und Ihrer Excellenz. Die Kavaliere haben

Zeit in dessen Hause gewohnt. Allem Anschein nach trat später zwischen den beiden Männern eine Entfremdung ein, die vielleicht schuld daran war, daß der Schriftsteller und Abenteurer von neuem den Wanderstab ergreifen mußte.



ihren Platz nach dem Rang, den ihre Ämter ihnen verleihen, die Damen nach dem Rang ihrer Männer. – Es wird hier ein Brauch beobachtet, der an keinem andern Hofe aufgekommen ist, nämlich daß die Minister des Herzogs vor jedem Fremden den Vorrang haben, er müßte denn nur, ebenso wie sie, Minister bei einem Fürsten oder Reichsgraf sein. Diese letzteren werden am württembergischen Hofe so bevorzugt, daß alles, was nicht Graf ist, hinter ihnen zurückstehen muß. Es hat also ein Reichsgraf, selbst wenn er im hundertsten Gliede von einem nicht regierenden Grafen abstammen und für seine Person nur Leutnant oder Fähnrich sein sollte, wie dies im Dienst des Herzogs zuweilen vorkommt, den Vortritt vor allen Ministern und Großwürdenträgern, die nicht gräflichen Standes sind. Dies hat Ihre Excellenz so angeordnet, seit ihr Bruder in den Grafenstand erhoben worden ist; es sollten dadurch sowohl ihre Angehörigen an Ansehen gewinnen, als auch ihre eigene gräfliche Würde, obgleich sie an keine Grafschaft geknüpft ist, mehr Bedeutung erlangen.

„Ich habe schon davon gesprochen, daß der Herzog seine Residenz von Stuttgart nach Ludwigsburg verlegt hat, und ich habe auch angegeben, welcher Anlaß ihn bestimmte, die Hauptstadt seines Landes aufzugeben, aber warum er für seine neue Stadt gerade diese Lage ausersah, während er doch hundert schönere Plätze hätte wählen können, das vermag ich nicht zu sagen.

„Ludwigsburg liegt abseits von jedem Fluß, von den Heerstraßen und Wäldern. Zunächst hatte der Herzog hier nur einen kleinen Hauptbau (Corps de logis) mit zwei vorspringenden Flügeln erstellen lassen, und zwar so gruppiert, daß der Hof sich zwischen den Gebäuden und den Anlagen befand. Seither aber hat er daselbst sehr bedeutende Erweiterungen vorgenommen und gegenwärtig läßt er zwischen dem Hof und den Anlagen einen großen Hauptbau errichten, bis zu dem die Flügel des älteren Baus fortgeführt werden sollen. Ein Italiener namens Frisoni<sup>1)</sup> hat die Oberleitung über diese Bauten,

1) Donato Giuseppe Frisoni, geb. 1683 zu Laino am Comersee, wurde 1709 durch den Erbauer des alten Corps de logis, Nette, als Stukateur von Prag nach Ludwigsburg berufen; er verlegte sich seit 1714 auf Architektur, wurde 1715 Nettes Nachfolger und erhielt 1717 den Titel eines Baudirektors, 1726 den Charakter eines Obristleutnants. Er ist 1735 in Ludwigsburg gestorben. Er hat die Pläne zu verschiedenen Teilen des Schlosses entworfen, zur Schloßkapelle, Ordenskapelle, Familien- und Gemäldegalerie, zum Theater- und Festinbau, zum neuen Corps de logis

denen man es anmerkt, daß er tüchtiger ist als Maurer<sup>1)</sup>, denn als Baumeister. Der neue Bau ist weit genug vorgeschritten, um alle seine Fehler erkennen zu lassen. Die Vorderseite des Corps de logis hat, das Erdgeschoß mitgerechnet, drei Stockwerke. Gegen die Anlagen zu hat es nur zwei Stockwerke von mäßiger Höhe, weshalb man dieses Gebäude eher für eine Orangerie als für ein fürstliches Schloß halten möchte. Die Haupttreppe ist dunkel, den Gemächern fehlt es an Licht, die Zimmer sind lang und schmal und haben sehr wenige Nebentüren. Und doch erhält Frisoni für diesen Bau allein 700 000 Gulden, abgesehen von Baumaterialien, die man ihm lieferte<sup>2)</sup>.

„Das alte Corps de logis, dem neuen gegenüberliegend, ist bei weitem nicht so groß, obwohl es ebenfalls drei Stockwerke hat. Die Zimmer in demselben sind klein, nicht recht wohnlich und noch weniger behaglich. Indessen hat man an nichts gespart, was zur Ausschmückung dieser Räume geschehen könnte: Bildhauerei, Vergoldung und Malerei sind mit mehr Verschwendung als Verständnis angewandt worden. Die Möbel sind prächtig, aber nicht sehr geschmackvoll zusammengestellt. Der schönste Raum in diesem Schlosse ist die Kapelle; man würde sie in jedem Lande schön und prächtig finden. Trotz allen Fehlern, die man am Schlosse wahrnimmt, wird man zugeben müssen, daß es immerhin großartig sein wird, wann es einmal ausgebaut ist. Die Anlagen bilden mehrere Terrassen, die allmählich ansteigen, so daß man vom Schlosse aus nur eine sehr beschränkte Aussicht hat.

<sup>1)</sup> Wohl ein geringschätziger Ausdruck für Stukkateur.

<sup>2)</sup> Was Pöllnitz zu diesem absprechenden und entschieden ungerechten Urteil über Frisoni veranlaßt hat, läßt sich nicht feststellen; neben einer einseitigen Geschmacksrichtung, die im Versailler Schloß das Ideal aller Baukunst erblickte, mag wohl auch Neid und Mißgunst mitgespielt haben; wie gerne hätte der allezeit von Schuldennot bedrückte Baron das obengenannte Sümmchen in seine Kasse gleiten sehen! Günstiger und zutreffender ist folgendes Urteil (Kunst und Altert.-Denkm. in Württ., Band 1 S. 313): „Frisoni war vorzüglich veranlagt für eigenartige und schwungvolle Komposition im großen; die Einzelformen geistvoll durchzubilden gelang ihm seltener.“ Jedenfalls sind die von Pöllnitz gemachten Ausstellungen nur zum Teil berechtigt. Die Säle wie die Treppen haben Licht genug; höchstens könnte die Treppe dunkel gewesen sein, die früher von der Gartenseite des neuen Corps de logis nach der Hofseite führte und später durch zwei Gänge ersetzt wurde. Mit Recht wird dagegen die geringe Anzahl von, Nebentüren getadelt und später haben sich Herzog Karl Eugen und König

Friedrich veranlaßt gesehen, diesem Mangel abzuhefen.

Sicherlich hätten die herzoglichen Baumeister, wenn sie sahen, daß ihr Herr durchaus in Ludwigsburg bauen wollte, ihm zum mindesten raten müssen, das Schloß an der Stelle zu errichten, wo die Anlagen endigen<sup>1)</sup>; es wäre dann mitten in eine Ebene zu stehen gekommen, die Wohnräume wären nicht durch die um das Schloß herumliegenden Hügel beengt worden und die Gärten hätten eine sanfte Abdachung bekommen und hätten mit geringem Kostenaufwand einen schönen Teich als Abschluß erhalten können, der selbst ein Wäldchen, nämlich die Fasanerie<sup>2)</sup> als Hintergrund gehabt hätte<sup>3)</sup>.

„Die Stadt Ludwigsburg ist ebenso uneben angelegt, wie das Schloß, und ihre Lage, die wegen der Unebenheit des Terrains höchst unvorteilhaft ist, wird den Verkehr außerordentlich erschweren. Die meisten Häuser sind aus Holz und von leichter Bauart. Wer hier baut, tut es widerwillig, entweder aus Not, oder dem Herzog zu Gefallen, der den Wunsch bezeigt, daß man hier baue. Dieser Fürst richtet Stuttgart zu Grunde und wird doch niemals aus Ludwigsburg eine richtige Stadt machen. Wäre der Hof auch nur ein Jahr von hier entfernt, so würde Ludwigsburg zu einem der elendesten Dörfer Württembergs herabsinken). Im ganzen genommen bietet die Stadt nicht viel Unterhaltung. Der Adel scheint mir hier sich nicht besonders um die Fremden anzunehmen. Vergnügungen gibt es nur insoweit, als der Herzog solche veranstaltet. Niemand gibt hier Gesellschaften, nicht einmal der Premierminister, und der ganze Aufwand der Hofbeamten beschränkt sich auf Kleidung und Pferde. Gleichwohl gibt es, von den Kurfürsten abgesehen, keinen Fürsten im Reiche, der höhere Gehälter bezahlt. Daher besteht zwischen dem

<sup>1)</sup> An der sogenannten Bärenwiese.

<sup>2)</sup> Den heutigen Favorite-Park.

<sup>3)</sup> Gewiß hätte der von Pöllnitz empfohlene Platz manche Vorteile geboten, aber wenn man nicht von dem Axiom ausgeht, daß ein Schloß rings von einem weiten, ebenen Platze umgeben sein müsse, wird man das Schloß viel lieber an dem Platze sehen, an dem es tatsächlich steht. Zudem beachtet Pöllnitz zu wenig, daß erst allmählich, während des Baus, der Plan zu einem so großartigen Bauwerk gefaßt wurde, und endlich ist zu bedenken, daß der Herzog ursprünglich die Absicht hatte, die Stadt in

dem Tälchen gegen Neckarweihingen hin anzulegen und hierfür die jetzige Lage des Schlosses die denkbar günstigste wäre.

<sup>4)</sup> Wie begründet diese Ansicht wenigstens für damals war, beweist die große Abnahme der Bevölkerung beim Tode Eberhard Ludwigs. Vgl. Ludw. Geschichtsbl. 1901 S. 50.

hiesigen Hofe und fast allen anderen Höfen der große Unterschied, daß man hier zu Reichtum gelangt, anderswo an den Bettelstab. Ich kenne Leute, die in sehr schlechten Vermögensverhältnissen an den hiesigen Hof gekommen sind und dann in wenigen Jahren ein Vermögen angesammelt haben. Der Herzog ist von Natur freigebig und wohlthätig und wäre es in noch höherem Grade, wenn man seiner Freigebigkeit nicht Einhalt gebieten würde. Er hat verschiedenen Adeligen unentgeltlich Baumaterialien zur Verfügung gestellt und sowie die Häuser fertig waren, kaufte er sie und bezahlte sie so teuer, wie wenn er zum Bau nicht den geringsten Beitrag geleistet hätte. Wie man mir versichert hat, belaufen sich die Einnahmen Seiner Durchlaucht auf 4 Millionen Gulden<sup>1)</sup>. Sicher ist, daß er eines der schönsten Länder in Deutschland sein nennt. Alles findet sich hier im Überfluß, nur das Geld ist rar, und zwar wegen der Fruchtbarkeit der Nachbarländer, nämlich der Pfalz-Bayerns, Frankens und des Elsasses. Deshalb wünschen die Leute einen Krieg am Oberrhein, in der Hoffnung, dann ihre Erzeugnisse an den Mann zu bringen.

Das lutherische Bekenntnis ist das allein geduldete im württembergischen Lande. Indessen hat Frisoni, der Direktor der fürstlichen Bauten, vom Herzog die Erlaubnis erhalten, für die Arbeiter, die er zur Erbauung des Schlosses aus Italien hat kommen lassen, eine katholische Kapelle zu errichten. Diese soll aber sofort nach Fertigstellung des Schlosses abgebrochen werden<sup>2)</sup>. Ich glaube aber eher, daß die Schloßkapelle dereinst den Katholiken zufallen wird, denn falls der Erbprinz ohne männliche Nachkommen sterben sollte, kommt Württemberg an den Prinzen Alexander, einen Vetter des Herzogs, der unsern Glauben angenommen hat; auch die Kinder, die seiner in Brüssel mit der Prinzessin von Turn und Taxis geschlossenen Ehe entsprossen sind, läßt er im katholischen Glauben erziehen.“

In einem Nachtrag zu diesem Briefe erzählt Pöllnitz noch den Sturz der Grävenitz; da er aber hiebei nur das wiedergibt, was er von andern vernommen und sein Bericht mit anderweitigen Nachrichten übereinstimmt, dürfte es überflüssig sein, diese Erzählung hier zu wiederholen.

<sup>1)</sup> Keyßler gibt für dieselbe Zeit die Einkünfte zu 2 Mill. Gulden an. Man vergleiche hierüber die Auseinandersetzung Rümelins in den Württ. Jahrb. 1864 S. 284.

<sup>2)</sup> Am 18. Sept. 1724 wurde in Frisonis Garten in der Schorn-dorferstraße der Grundstein zu einem katholischen Bethaus gelegt, das seit 1725 benützt wurde und auch den Namen führte Frisonisches Gartenhaus. Dieses Bethaus wurde 1770 geschlossen und 1800 wegen Baufälligkeit abgetragen.

## Die Anfänge der württembergischen Landesbibliothek in Ludwigsburg.

Von C. Belschner.

Zu den wichtigsten und segensreichsten Schöpfungen, die im Laufe des 18. Jahrhunderts in der neugegründeten fürstlichen Residenz Ludwigsburg ins Dasein gerufen worden sind, gehört unstreitig die württembergische Landesbibliothek. Zwar hatten schon die früheren Herzoge seit Eberhard im Bart zu ihrem eigenen Gebrauch Büchersammlungen angelegt, denen manche wertvolle Schätze einverleibt waren. Die Bücher wurden aber größtenteils im Dreißigjährigen Krieg und bei späteren feindlichen Einfällen entführt. Herzog Eberhard Ludwig war es, der zum erstenmal wieder in seiner neugegründeten Stadt eine Büchersammlung anlegte,<sup>1)</sup> „die man zwar nicht eigentlich öffentlich, aber doch auch nicht privat nennen kann. Im Jahr 1772 verfügte er, daß zum Vorteil dieser Bibliothek, welche zu Serenissimi eigenem und des Publici, auch aller Conferenz- und anderer Ministrorum Reyß- und Landgebrauch sehr dienlich sey, von jedem neuangenen Diener (d. h. Beamten) ein Buch nach Verhältniß ihrer Besoldung gestiftet werden solle, auch andere Personen mit angetragenen Büchergeschenken sich ein Andenken stiften dürften.“ In der Regel waren die Bibliothekare des Regierungsrats, der selbst eine ansehnliche Bibliothek besaß, mit der Sorge für diese Büchersammlung betraut. Erst Herzog Karl Eugen ernannte 1746 einen eigenen Bibliothekar für die fürstliche Bibliothek; 1761 wurde dieses Amt dem früheren Schauspieler Jos. Uriot übertragen und ihm bald darauf der Titel eines Lecteur verliehen. Die Zahl der Bände dieser Hofbibliothek wird auf 4000 angegeben. Sie stammten aus einer altfürstlichen Büchersammlung, die durch die Sammlungen der Winnenthaler und Mömpelgarder Nebenlinien bedeutend vermehrt worden war.

Im Jahr 1764 entschloß sich Herzog Karl Eugen, in Ludwigsburg eine „öffentliche Bibliothek“ zu gründen. Als

<sup>1)</sup> Vergl. Christof Fr. Stälin, Zur Geschichte und Beschreibung alter und neuer Büchersammlungen im Königreich Württemberg, insbesondere der kgl. öffentlichen Bibliothek in Stuttgart zc. 1838.



Grundstock für die großgedachte Büchersammlung stellte er den ganzen Büchervorrat seiner eigenen Bibliothek zur Verfügung, die durch den „Ankauf der im Geschichtsfach vorzüglich ausgestatteten Büchersammlung des Bibliothekars Professor Uriot“ bald erheblich vermehrt wurde! Am 11. Nov. 1764 wurde mit dem Oberwageninspektor Eberh. Fr. Beck wegen Überlassung seines Hauses für die Herzogliche Akademie und Bibliothek ein Hausbestand-Accord abgeschlossen, wornach Beck sich verpflichtete, sein Haus von Martini 1764–1767 für jährlich 750 fl. zu gedachtem Zweck zu überlassen. Unter dem 19. Nov. desselben Jahres erhielt die Bauverwaltung in Ludwigsburg folgende Anweisung: „Nachdem<sup>1)</sup> Unseres gnädigsten Fürsten und Herrn Herzogl. Durchl. die Académie des arts nacher Ludwigsburg transferieren, auch eine öffentliche Bibliothek daselbst errichten, hiezu aber das Oberwageninspektor Beckische neu erbaute Haus adaptieren zu lassen, den gndst. Entschluß gefaßt haben, Als hat der Bauverwalter Poller zu Ludwigsburg unter Communication mit dem Geheimen Rat und Oberschenken Grafen von Puttbus sowohl wegen Einrichtung der Zimmer zur Bibliothek, alß auch wegen Verfertigung derer Tische, Stühle, Pulten, Rahmen zu denen Zeichnungen und dergleichen die erforderliche Veranstaltung auf das vordersamste zu treffen und sich anbey zu gewärtigen, daß ihnen zu denen hierzu erforderlichen Geldtern von der Herzogl. Landschreiberey Verwaltung successive 5 bis 600 fl. werden entweder wo angewiesen oder baar verabfolgt werden. Ex. spec. Decr. S. D. Ducis. – Sicherer. Tritschler.

Am 28. Dez. 1764 wurde der „M. phil. Vischer unter Beylegung des Prädikats eines Professors der schönen Künste und Wissenschaften zum beständigen Garde de la Bibliotheque“ ernannt und ihm „neben freyem Logis und Holz in der Kcadémie eine jährliche Gage von 400 fl. halb an Geld halb an Naturalien bey beeden herzogl. Cammern jeden Orths zur Helfte von Martini h. a. an auszuwerten und zu bestimmen“ befohlen. (Laut Dekret von 16. Jan. 1768 wurde die Besoldung Vischers um 300 fl. erhöht und ihm statt anfänglicher 5 Meß 7 Meß 2 V. Buchenbrennholz verabfolgt). Damit war das Beamtenpersonal der neuen Einrichtung vervollständigt. Surintendant général war (bis 1772) der Geh. Rat Obrist Cämmerer Moritz Ulr. Graf von Puttbus, Bibliothécaire lecteur de S. K. S. (bis 1775) Professor Jos. Uriot und Garde de la Bibliothèque der obengenannte Professor Vischer; als Buchbinder wurde Friedrich Günther angestellt.

1) Nach Akten des kgl. Finanzarchivs zu Ludwigsburg.

An seinem Geburtstage, 11. Febr. 1765, unterzeichnete der Herzog die Stiftungsurkunde der neuen Bibliothek. In der Stiftungsurkunde heißt es u. a.: Wir haben „in unserer Herzoglichen Residenz ein Gebäude ausersehen und vor beständig darzu gewidmet und gestiftet, daß die Artisten und Gelehrte, auch Liebhaber der Künste und Wissenschaften auf gewisse Tage zusammenkommen und die nötigen Hülfsmittel und Subsidia finden können, sich zum Dienst ihres Vaterlandes immer geschickter und nützlicher zu machen.“<sup>1)</sup> Die feierliche Eröffnung fand am 13. Februar vormittags 11 Uhr im Beisein vieler ausländischen Gäste statt, unter denen der Markgraf von Ansbach und seine Gemahlin, die verwitwete Markgräfin von Bayreuth, Fürst Karl von Nassau-Uhingen, eine Reihe von Gesandten auswärtiger Höfe und verschiedene ausländische und einheimische Offiziere ausdrücklich genannt werden. Zuerst hielt der Geheimrat und Hausmarschall von Puttbus eine kurze Ansprache, dann wurde das Stiftungsdiplom verlesen, worauf der erste Bibliothekar Jos. Uriot und Professor Volz, der Aufseher des mit der Bibliothek verbundenen Münzkabinetts, Reden hielten. Zum Schluß verteilte der Herzog 8 Preise an Schüler der Académie des arts, unter denen übrigens nur 2 Württemberger, Aug. Fr. Olenhainz von Endingen OA. Balingen und Joh. Zacharias Baur, Sohn des Schieferdeckers Joh. Adam Baur in Ludwigsburg aufgeführt sind.

Drei Jahre lang verblieb die Bibliothek im Hause des Oberwageninspektors Beck. Sie hatte dort schon bei ihrer Gründung ein recht ansehnliches und sehr schön gelegenes Heim. Denn das betreffende Haus ist kein anderes als die heutige Kaserne des Feldartillerieregiments Nr. 29, Prinzregent Luitpold, in deren Räumen sich zur Zeit das Kasino des genannten Regiments befindet. Nach Ablauf des Vertrags mit Beck wurde dieses Gebäude mit dem herzoglichen Leibkorps belegt und 1773<sup>2)</sup> dem Grenadier à cheval-Regiment überlassen. Für die Bibliothek aber hatte der Herzog das in der Nähe des Schlosses gelegene „Gesandtenhaus“, das heutige Gouvernementgebäude,<sup>3)</sup> Vordere Schloßstraße Nr. 31, das Eigentum der Kammer-schreiberei war, ausersehen. Dort waren ihr die Räume im ersten

<sup>1)</sup> Schwäb. Merkur Nr. 105 vom 7. Mai 1898.

<sup>2)</sup> Das Leibkorps bezog damals das Herzog'sche Haus, Marstallstraße Nr. 4.

<sup>3)</sup> Die Vermutung B. Pfeiffers, Schwäb. Merkur 1898 Nr. 105 ist jetzt urkundlich bestätigt.

Stock zugewiesen. Hier fand auch die berühmte astronomische Uhr des Pfarrers und Mechanikers Philipp Matthäus Hahn, der längere Zeit das Amt eines Geistlichen in Kornwestheim bekleidete, ihre Aufstellung. Dieses Wunderwerk der Mechanik, das Herzog Karl 1768 um 8000 Gulden kaufte, wurde durch eine Achttaguhr in Bewegung erhalten und zeigte das kopernikanische System, das Erdsystem mit Mond, das Jupiter- und Saturnsystem mit Trabanten, die Himmelskugel mit Fixsternen und Planeten und außerdem noch einen beweglichen Kalender samt Jahrzähler<sup>1</sup>).

Mit der Bibliothek war von Anfang an ein Münzkabinet verbunden. Herzog Friedrich, der Stifter der Neuenstadter Nebenlinie, hatte wie sein Bruder Eberhard III und andere württembergische Fürsten vor ihm, eine große Vorliebe für wissenschaftliche und Kunstsammlungen gehabt. Sein Sohn Friedrich August vermehrte die von ihm angelegte Münzsammlung bedeutend. Nach seinem Tode (1716) kaufte Eberhard Ludwig das Neuenstadter Münzkabinet den Töchtern Friedrich Augusts ab und verbrachte es zunächst nach Stuttgart, wo es lange im Schlosse verwahrt blieb. 1770 vereinigte Herzog Karl diese Münzsammlung mit seiner eigenen in der Bibliothek zu Ludwigsburg. Da die oberen Räume nun nicht mehr ausreichten, erhielt die Münzsammlung ihren Platz im unteren Stock des Bibliothekgebäudes.

Diesen Stock bewohnten damals gleichzeitig auch die Lehrer der Académie des arts Guibel, Harper, Hetsch und Lejeune. Der Herzog hatte nämlich mit der Verlegung seiner Residenz nach Ludwigsburg die Académie des arts ebenfalls dorthin versetzt. Auch über das Gebäude, in dem diese Anstalt untergebracht war, fehlte bisher eine zuverlässige Auskunft. Die alten Schloßinventare lassen aber keinen Zweifel darüber, daß sich die Kunstanstalt im Schloß befand und also buchstäblich fürstliche Räume zur Verfügung hatte. Die Ateliers waren sämtlich im östlichen Flügel des 2. Stocks des Neuen corps de logis. Die Zimmer 257-269, zusammen 11 Zimmer von verschiedener Größe, hießen damals und noch lange die Malerei-Galerie-Zimmer. Nr. 258 war das Arbeitszimmer des garçon de gallerie; in Nr. 257 befinden sich zahlreiche Miniaturmalereien.

Die Aussöhnung des Herzogs mit Stuttgart entführte der zweiten Residenz nicht nur die Kunstanstalt, sondern auch die Bibliothek. Letztere wurde im Februar und März 1776 nach Stuttgart verbracht, wo sie ihr Heim in dem 1820 abgebrochenen Herrenhaus auf dem dortigen Marktplatz fand.

<sup>1</sup>) Die Uhr befindet sich jetzt in der Sammlung vaterl. Kunst- und Altertumsdenkmale zu Stuttgart.

Kleine Mitteilungen.\*)

Von C. Belschner.

Der Wolf Eberhard Ludwigs. In den Schriften über Herzog Eberhard Ludwig, der bekanntlich ein eifriger Jäger war, wird überall auch sein Leibwolf Melac erwähnt. Es war dies ein weiblicher Wolf von schwarzer Farbe. Der Name des gefürchteten Mordbrenners, auf den er hörte, war damals noch so frisch in aller Gedächtnis, daß man ihn vielfach den Hunden beilegte. Der Leibwolf begleitete den Herzog auf allen Schritten und Tritten, er folgte ihm im Krieg und Frieden und schlief selbst nachts neben seinem Bette, wo ihm eine prächtige Tigerdecke bereit gelegt war. „Einsmals, so erzählt Keyßler in seinen Reisen, war er mit bey der Armee über dem Rheine; als sich aber der Feldzug in den späten und kalten Herbst verzog, mochte ihm die Zeit zu lange währen, und fand man ihn unvermutet zu Ludwigsburg vor des Herzogs Zimmern wieder, ohne daß man weiß wie er über den Rhein gekommen.“ Ähnlich verhielt er sich, als sein Herr im Jahr 1711 an der Krönung Kaiser Karls VI. in Frankfurt teilnahm. Das Fest wurde u. a. durch ein gewaltiges Schießen verherrlicht. Das machte offenbar einen schreckhaften Eindruck auf das nur halbgezümmte Tier; es nahm Reißaus und langte in unglaublich kurzer Zeit vor dem Schlosse in Ludwigsburg an. – Im Lande kannte und fürchtete jedermann diesen Wolf; davon zeugt eine Menge kleiner Erzählungen, die beim Volke im Umlauf waren. Die bekannteste davon ist wohl folgende: Am 1. Advent des Jahres 1721 legte er sich morgens vor der Predigt in den Altar, so daß der Hofkaplan das Gebet nicht verrichten konnte. Da sich das Tier nicht gutwillig entfernen wollte, mußte man etliche Hofdiener herbeiholen, die den Wolf von seinem Platze vertrieben. Aufgescheucht flüchtete er sich in den Landschaftsstuhl zu den drei Bürgermeistern, die er während der ganzen Predigt nicht verließ und durch sein Bleiben in eine wahre Todesangst versetzte. Diese Angst war nicht

\*) Einen Teil des hier mitgetheilten Stoffs verdanke ich den aktenmäßigen Aufzeichnungen des Herrn Ingenieurs Fr. Kübler.

unbegründet; denn nicht gar lange vorher hatte das böartige Tier dem Jugendfreund des Herzogs, Oberhofmarschall v. Forstner, unversehens ein Stück aus der Wange gerissen. Mochte bei dem Leibwolf im letzteren Falle eine gewisse Eifersucht mit im Spiele sein, so war dies der Grävenitz gegenüber sicher der Fall bei ihm. Aus seiner Abneigung gegen diese Person machte er niemals ein Hehl; der grimmige Volkswitz freilich fand den Grund hiefür in etwas ganz anderem, nämlich darin, daß beide in ihrem Charakter zu viel Ähnlichkeit mit einander gehabt haben, als daß sie sich hätten vertragen können. Immerhin hat der Wolf vor der mit ihm verglichenen Dame das voraus, daß wenigstens eine rühmliche Tat von ihm erzählt wird. Als der Herzog bei Benningen einmal über den Neckar fuhr, fiel gleichzeitig das Kind einer Bauernfrau in den Neckar und wäre unfehlbar ertrunken, wenn ihm der Leibwolf Melac nicht nachgesprungen wäre und es an den Haaren herausgezogen hätte. – Im hiesigen Schlosse war unter Eberhard Ludwig eine ganze Reihe von Bildnissen des Leibwolfs zu sehen. Gehörte es doch zu den Liebhabereien des Herzogs, geliebte Hunde und Pferde öfters abbilden zu lassen. Auch von einem Deckengemälde im Schloß ist die Rede, in dem Melac dargestellt gewesen sein soll; doch ist heutzutage keine Spur davon mehr zu entdecken.

Grävenitz oder Flora? In der Nische links vor dem Ausgang durch das Stuttgarter Tor, wo seit etwa 10 Jahren ein Garten für das Offizierskorps des Dragonerregiments „Königin Olga“ angelegt ist, befindet sich die sandsteinerne Bildsäule einer üppigen Frauengestalt, die in unserer Stadt allgemein für ein Standbild der Grävenitz angesehen wird. Eine genauere Betrachtung mußte indes zu der Überzeugung führen, daß man eine Flora (Frühlingsgöttin) vor sich habe. Darauf deutet das Füllhorn mit den Blumen unzweideutig hin. Es wäre nun immerhin möglich, daß sich die Grävenitz hier als Flora hätte abbilden lassen, zumal da man weiß, daß vor der Freitreppe des Favoriteschlusses eine Statue der Landhofmeisterin von Carlo Ferretti stand, die sie als Göttin Diana darstellte. Aber auch diese Annahme findet jetzt eine aktenmäßige Widerlegung. Am 4. Juli 1803 berichtet Professor Hofbildhauer Dannecker an den Kurfürsten, daß „die Statue auf der Solitude, eine Flora vorstellend,“ abgebrochen sei und daß er die Nische neben dem Stuttgarter Tor in Ludwigsburg zur Aufstellung dieser Statue vorschlage, was vom Kurfürsten genehmigt wurde. Gleichzeitig erhielt Hofbildhauer Frank von Stuttgart den Auftrag, diese Statue, wo notwendig, zu reparieren.

Die Brunnenfigur Eberhard Ludwigs auf dem Marktbrunnen. Das Standbild des Gründers unserer Stadt auf dem Marktbrunnen wurde 1723-1728 nach den darüber vorhandenen Akten von dem Hofbildhauer Carlo Ferretti, dem Vater des nachmaligen Hoffiguristen Dominicus Ferretti, angefertigt. Mit der Errichtung des Marktbrunnens wurde 1723 der Oberbaumeister Paolo Retti beauftragt; der Brunnentrog ist 1728 in der herzoglichen Faktorei zu Königsbron OA. Heidenheim gegossen worden. Schon 1719 gab es in hiesiger Stadt 28 laufende Brunnen, die Privatbrunnen nicht eingerechnet.

Der erste Jahrmarkt, der in Ludwigsburg abgehalten wurde, fand im Mai 1719 statt und währte volle 8 Tage. Schon am 9. August 1715 hatte man sich, einem Reskript des Regierungsrats zufolge, veranlaßt gesehen, „wegen täglich zunehmender Bürgerschaft und Leute einen Wochenmarkt anzuordnen“.

Wenn die Orgelmacher streiken wollen, macht man sie zu Künstlern. Hierüber findet sich folgendes Extr. Prot.: „Ludwigsburg, 14. Februar 1724: Die Orgelmacher-Gesellen suchen die Erlaubnis Degen zu tragen. Da von dem Verbott, daß die Handwerkspursch keine Degen tragen sollen, einige Profeßionen, die sich dünken etwas besser und Künstler zu seyn, exzeptiert wurden: So wollen die Orgelmacher sich auch zu diesen rechnen und die Gesellen ohne solche Dispensation hier nicht mehr arbeiten. Weil nun deren kaum einer oder zwey, der Orgelmacher aber selbige zum bleiben nicht zwingen, noch so leicht andere haben kann; Mithin seine Orgelarbeiten, sonderlich die in die Hofcapell zu Ludwigsburg müßten Verliegen bleiben: So ist man mit fürstlichem Reg.-Rath conform geworden, daß Ihnen das Degentragen gleich andern Künstlern gestattet, und der abgenommene Degen wieder zugestellt wird.

von Sittmann.

von Schütz.“

Der „Kaffeeberg“ hat seinen Namen von dem ersten Kaffeehaus, das der Italiener Julius Lazaro (+ 1745) im Eckhaus der heutigen Vorderen Schloß- und Kaffeebergstraße (Vord. Schloßstr. Nr. 27) um das Jahr 1715 errichtete. Schon im nächsten oder übernächsten Jahre entstand ein zweites Kaffeehaus, dessen Besitzer Klausenburg sich 1718 im Verein mit Lazaro beim Herzog erfolgreich dagegen verwahrte, daß noch ein drittes eingerichtet werde.

Ein Glückwunsch vor 160 Jahren. Als am 5. Februar 1744 Herzog Karl für volljährig erklärt wurde, begeisterte sich der Spezial

M. Petrus Scharffenstein in Markgröningen (geb. 27. Mai 1677 in Mömpelgard) zu einem schwungvollen Glückwunsch, den er seinem Visitationsbericht anhängte. Derselbe hat folgenden Wortlaut:

„Gnädigster Fürst und Herr!

Also habe bei diesjähriger Visitation den statum Ecclesiae, Scholae et Politicae in der gnädigst mir anvertrauten Diözes ich befunden. –

Der Allerhöchste verleihe, daß unter Höchst-Erleucht deroselben und nach seiner sonderbare Provenienz in diesem Sonnenjahr glücklich angetretener Regierung alles übelständige darinnen gebessert werde, das Gute aber je mehr und mehr wachse und zunehme, und des ganzen Landes Wohlfahrt in allen ständen befördert werden möge! – Er mache Sie zu einem unüberwindlichen Carolo Magno, daß dero Nam groß und herrlich werde auf Erde, auch zu einem gerechten, Gerechtigkeit liebenden und stützenden Carolo V., unter welchem das liecht des Evangelii nicht nur auf den leuchter gebracht, sondern auch wider alles starke Schnauben dessen Friede, damals und bishero manutenirt worden, damit auch wieder unter dero Protektion unsere Kirche und Schule, auch die Polizei in vollem Flor erhalten werden mögen! Zu welchem Ende ich mich dann auch unterwinde an Euer Hochfürstl. Durchl. huldreiches Vatter-Hertze eine unterthänigste Bitte zu thun, die dero hoher Name Carolus mir selbst per anagramma in den Mund leget und mich zuversichtlich rufen heißet:

Sol Cura!

Sonne! Die der Himmelskönig  
Zum Regenten hat gesetzt  
Und mit solchem Liecht ergötzt,  
Das besitzen ihrer wenig;  
Sonne! lasse doch die Strahlen  
Deiner Huld {Dein Land} {Dein Volk} bemahlen!

Sonne! Sorge! für das Beste  
Deiner Unterthanen Meng,  
Daß sie treffe kein Gedräng',  
So da Leib und Seele preßte,  
Daß bei Deinem Regimente  
{Liecht und Wonne} {Glück und Segen} sind kein Ende!

In welch' aufrichtigstem Wunsch und unterthänigster Bitte ich  
in tiefster Devotion verharre

Euer hochf. Durchl.

unterthänig-verpflicht-gehorsamster

Spezialis allda

Markgröningen

M. Petrus Scharffenstein.“

Die Sammlung des Vereins ist auch im letzten Jahre theils durch käufliche Erwerbungen, theils durch Zuwendungen wieder um ein Bedeutendes vermehrt worden. Vor allem erwähnen wir mit aufrichtigem Dank gegen die freundlichen Geber eine Anzahl von Geschenken. Herr Hofrat Dr. Theobald Kerner in Weinsberg hat uns eine Anzahl von Photographien übersandt, die er nach Ölgemälden im Kernerhaus zu Weinsberg für unsere Sammlung hat anfertigen lassen. Hiezu schreibt er selbst an den Herausgeber: „Hochverehrter Freund! Ihre Bitte, Ihnen zur Sammlung Justinus Kernerscher Reliquien einiges zukommen zu lassen, ist nicht unter die Dornen gefallen, aber auf ein ausgemergeltes, altes, produktionsunfähiges Land; ich muß darum Ihre Nachsicht in Anspruch nehmen, daß ich Ihnen so spät erst meinen dürftigen Ertrag einsende. Nach einem bis in die Jetztzeit regelrecht geführten Stammbaum wanderten zwei Söhne eines in Wien wohnhaften Beamten Kerner nach Kärnthen aus, suchten dort die Reformation einzuführen, mußten als Prediger fliehen und gingen nach Württemberg. Der eine wurde Prediger und Rektor in Schwäbisch Hall, der andere in Ulm. Der Haller hieß Michael Kerner, starb 1514. Seine Frau war eine Justina Engelhartin, von ihr kam der Name Justinus in die Kernersche Familie. Die lebensgroßen Ölbilder von Michael und Justina nebst Wappen hängen im Kernerhaus. Ich sende Ihnen hier ihre photographisch aufgenommenen Bilder. Zweitens sende ich Ihnen hier nach einem alten Bilde, das ich photographisch habe aufnehmen lassen, das getreue Bild des Vaters meines Vaters, des Oberamtmanns und Regierungsrats Kerner, der in Maulbronn starb. Drittens: die Photographie eines Aquarellbildes, das mein Vater 1812 als Arzt in Welzheim nach der Natur malte, eine Gegend im Welzheimer Wald darstellend. Viertens: Georg Kerner, Bruder meines Vaters als Karlsschüler. Fünftens: General und Geheimrat Karl v. Kerner, Bruder meines Vaters. Sechstens: Theobald, Sohn von Justinus Kerner. Siebtens: zwei



Photographien meines Vaters. Achtens: das Grab von Justinus Kerner. Neuntens: Robespierre, Photographie nach einem Gipsmedaillon im Kernerhaus. Robespierre ist zwar nicht aus der Kernerschen Familie, sein Medaillon machte aber meinem Vater viele Freude und er hatte seinen Scherz damit. Wenn Frauen, namentlich Ludwigsburgerinnen, ihn besuchten, zeigte er ihnen das Bild und sagte: „Da hat mir mein Theobald ein liebes Bild gesandt, den Amtsschreiber Heugele von Ludwigsburg darstellend.“ „Ach, das ist der Amtsschreiber Heugele von Ludwigsburg!“ riefen sie; „welch' gute sanfte Züge, dem sieht man es recht an, daß er ein getreuer Diener des Herzogs war!“ Als er aber dann sagte: „Nein, das ist nicht der Heugele, das ist Robespierre!“ da schrien sie: „Was, das ist der Bluthund Robespierre? welch' blutdürstiges Maul hat er! werfen Sie ihn doch zum Fenster hinaus!“ „So sind die Menschen!“ sagte mein Vater nachher oft. „Wer die Züge Robespierres gründlich betrachtet, der sieht, daß er von den meisten Menschen oberflächlich beurteilt wird.“ .... „Den bösen Teil nimm auch dahin!“ Wie die Metzger, wenn sie das Fleisch vorwiegen, zum guten Fleischstück auch noch einige Knochen werfen, so lege auch ich noch meine neuesten Dichtungen bei; es ist nicht nötig, daß Sie dieselben lesen; meine Gabe ist aber gut gemeint. Mit freundlichem Gruß Theobald Kerner.“ – Von weiteren Geschenken erwähnen wir eine Anzahl Handschriften, Leichenreden, gehalten am Grabe hervorragender Ludwigsburger, Predigten aus bewegter Zeit und eine Photographie des M. K. Fr. Süskind, Helfers an der Stadtkirche in Ludwigsburg von 1844-1862. Frau Rektor Erbe hat diese Geschenke aus dem Nachlasse ihres Vaters, des Professors J. P. Glökler, der von 1844-1862 als Reallehrer hier wirkte, der Sammlung zugewiesen. Es befindet sich darunter die Handschrift einer anziehenden Schilderung von Ludwigsburg und Umgebung, die Professor Glökler in seinem bekannten Werk „Land und Leute Württembergs“ veröffentlicht hat. – Herr Eichmeister Kerner hier hat einige Andenken an das Jahr 1866, Herr Gemeinderat Architekt Baumgärtner zwei sogen. Hungermünzen, die Erben des + Generals v. Bartruff ein Aquarell des Salons und ein Bild des Generalleutnants v. Bartruff, Herr Pfarrer Fleischhauer in Oßweil ein Frankstück mit dem Bildnis des Papstes Pius IX. und der Jahreszahl 1866, Herr Fabrikant Grün hier Ludwigsburger Porzellan, Herr Dr. Ebner in Kirchheim u. T. mehrere Bilder von Justinus Kerner, die Firma E. F. Walcker eine Medaille des Gründers der hiesigen Orgelfabrik gestiftet.